Erzählungen

der persischen

Favorit Sultanin Schaherasade

in tausend und einer Nacht.

Neuntes Bändchen.

In der Verlagshandlung dieser Erzählungen sind auch nachstehende Volksbücher zu haben.

Erzählungen der Favorit Sultanin Schaherasade in 1001 Nacht. 1s Bdch. Enth.: Der redende Vogel, der singende Baum und die goldgelbe Quelle. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 2s Bändchen. Enth.: Das nächtliche Abentheuer des Kalifen Harun Alraschid mit drei Kalendern, die Königssöhne waren, und fünf Frauen zu Bagdad. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 3s Bändchen. Enth.: Aladin oder die Wunderlampe. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 4s Bändchen. Enth.: Kogia Hassan Alhabbal und Ali Baba und die 40 Räuber. Zwei Geschichten aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 5s Bändchen. Enth.: Der Fischer und der Genius, der blinde Baba Abdalla und der junge König Zein Alasnam und der König der Geister. Drei Geschichten aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 6s Bändchen. Enth.: Die sieben Reisen Sindbads des Seemanns. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 7s Bändchen. Enth.: Die Geschicht von den drei Aepfeln, von den Oliven, der

Die Geschichte vom Prinzen Achmed und der Fee Pari-Banu.

Geschichte des Prinzen Amgiad und Assad.

Zwei Geschichten aus dem Morgenlande.

Aus dem Persischen in das Französische und aus diesem in das Deutsche übersetzt.

Nürnberg,
in der J. A. Endter'schen Buchhandlung.
1836.

Die Geschichte vom Prinzen Achmed und der Fee Pari-Banu.

Erstes Kapitel.

Ueber das indische Reich herrschte vor vielen, vielen Jahren ein sehr gutmüthiger, aber schwacher König, der während seiner langjährigen Regierung des glücklichsten Friedens mit seinen Unterthanen und benachbarten Fürsten genoß. Dieser hatte drei Söhne; der älteste hieß Hussaim, der zweite Ali, und Achmed war der jüngste. Außer diesen Söhnen ließ er aber auch noch die einzige Tochter eines frühe verstorbenen jüngeren Bruders an seinem Hofe erziehen.

Sie war von ihrem Vater Nurunnihar genannt worden, das ist in deutscher Sprache Licht des Tages, und rechtfertigte diesen Namen durch ihre außerordentliche Schönheit und Tugend, durch welche sie vor allen Jungfrauen ihrer Zeit und ihres Alters, wie die Sonne, hervorleuchtete. Darum konnte der indische König auch, als seine Söhne herangewachsen waren, den Wunsch nicht unterdrükken, daß doch einer von ihnen diese edelste aller Frauen seines Landes zur Gemahlin wählen möchte. Und als er eines Abends vertraulich bei ihnen saß, und lange die Vorzüge der Prin-

zessin gerühmt hatte, forderte er sie auf, derjenige sollte sich vor ihm niederwerfen, um seinen Segen zu empfangen, der sich entschließen könnte, seine Nurunnihar zur Gemahlin zu nehmen.

Da lagen ihm, wie auf Einen Schlag, seine drei Söhne vor den Füßen, und jeder flehte ihn um seinen väterlichen Segen, weil jeder bereit war, der Prinzessin seine Hand zu geben. Der König lächelte anfänglich darüber, und sprach: „Ich sehe eure Bereitwilligkeit als eine Folge euers Gehorsams an, den ihr mir gern bezeugen möchtet. Es ist aber nicht so gemeint. Wenn ihr nicht in euern Herzen die feste Ueberzeugung habt, daß Nurunnihar durch ihre Tugenden das Glück eures Lebens werden könne, und es auch bleiben werde, so stehet auf. Nur der hat Anspruch auf meinen Segen, der diese Ueberzeugung hat; denn ohne sie sollte niemals ein Mensch eine solche Verbindung fürs ganze Leben eingehen."

Die drei Söhne blieben aber liegen auf ihren Knieen, und baten einmüthig den Vater um seinen Segen; denn jeder versicherte, daß er fest überzeugt sei, er werde mit keiner Gemahlin so glücklich leben, als mit Nurunnihar.

Da kam der König aber in Verlegenheit, und sprach: „So bedenkt aber doch nur, lieben Kinder, daß ich nur eine Nurunnihar habe, und diese kann ich doch nur einem von euch geben. Ich kann nicht entscheiden, wer sie von euch haben soll; macht das selbst mit einan-

der aus. Besinnt, besprecht euch darüber, und kommt morgen wieder, um mir zu sagen, wie ihr einig geworden seyd. Fragt Nurunnihar um ihren Willen, laßt das Loos entscheiden — mir ist alles recht; nur wünschte ich, ihr bliebet brüderlich gegen einander gesinnt."

Damit entließ er sie, und beschied sie auf den andern Tag wieder vor sich. Als sie vor ihn kamen, bat ihn aber jeder wieder mit gleicher Wärme um die Hand der tugendhaften Nurunnihar; und obgleich er ihnen die ernstlichsten Vorstellungen machte, so wollte doch keiner von seinem Begehren abstehen, sondern jeder behauptete, sein ganzes Lebensglück hänge von der Erfüllung dieses Wunsches ab. Und einmüthig verlangten sie, der Vater sollte hierin entscheiden. Der König liebte aber seine drei Söhne mit gleicher väterlicher Treue, und fürchtete sich, zwei derselben zu kränken, indem er dem einen den Vorzug gäbe. Darum sprach er nach einigem Bedenken: „Ich liebe euch, einen wie den andern; ich halte euch alle für gleich gut; einer ist so verständig wie der andere, einer so klug, als der andere, und jeder verdient dasselbe Glück, als der andere. Das Glück aber ist ein launisches Ding, und richtet sich nicht nach dem Verdienste des Menschen. Da ich eine Gemahlin, wie Nurunnihar, für eine Gabe des Glückes halte, wollen wir auch dem Glücke seine Entscheidung hierin überlassen. Mein Rath ist der, daß ihr euch alle auf eine Zeitlang in entfernten Ländern umsehet, und euch so vor-

erst prüfet, ob ihr euerm Wunsche nicht zu entsagen vermöget. Vermöget ihr das nicht, so soll es dem Glücke überlassen bleiben, welchem von euch es die merkwürdigste Seltenheit in die Hand spielen wird. Denn ich gelobe euch feierlich, derjenige soll Nurunnihar zur Gemahlin erhalten, der mir das wunderbarste und seltenste Geschenk von seinen Reisen mitbringen wird. Ihr sollt dann selbst über den Werth eurer mitgebrachten Gaben entscheiden."

Die drei Königssöhne waren mit diesem Vorschlage sehr zufrieden; denn jeder hoffte, das Glück werde ihn vor den andern begünstigen. Sie rüsteten sich noch desselben Tages zur Reise. Der König gab jedem eine ansehnliche Summe Geldes, einen vertrauten Diener, und ein wohlgerüstetes Pferd für ihn und eines für den Diener. Sie nahmen mit fröhlichem Muthe von ihrem Vater Abschied, und ritten des andern Morgens, als Kaufleute verkleidet, mit einander von dannen.

Als sie am Abende in der Herberge beim Mahle saßen, und fröhlich aßen und tranken, besprachen sie sich über ihre fernere Reise. Da that Hussaim den Vorschlag, sie wollten sich bei dem nächsten Kreuzwege trennen; jeder sollte sich ein Jahr lang nach eigner Willkühr mit seinem Diener in fernen Landen umhertreiben, und sehen, wie ihn das Glück begünstige. Am letzten Tage vor dem Ende des Jahres sollte sich aber jeder wieder in derselben Herberge ein-

finden, um mit seinen Brüdern am andern Tage gemeinschaftlich zu dem Vater zurückzukehren.

Dieser Vorschlag gefiel den Brüdern. Sie waren am andern Morgen noch nicht weit von der Herberge entfernt, als sie schon an eine Stelle kamen, wo der Weg von einem Kreuzwege durchschnitten wurde. Sie theilten sich nach ihrem Alter in die Wege; Hussaim, der ältere, ritt den Weg rechts, Ali nahm die mittlere Straße und Achmed, der jüngste, zog links.

Zweites Kapitel.

Prinz Hussaim zog auf seiner Straße weiter und weiter. Bald gesellte er sich zu Karawanen, bald zog er wieder mit seinem Diener allein. So näherte er sich der Küste des indischen Meeres. Bald kam er durch menschenleere Wüsten, bald über öde Gebirge, bald durch volkreiche Städte und fruchtbare Gegenden. Er hielt sich nirgends lange auf und erreichte nach drei Monden die herrliche Königsstadt Bisnagar, nach welcher ein großes und mächtiges Königreich genannt ward.

Er hatte früher an dem Hofe seines Vaters viel von den Wundern dieser Stadt gehört, und beschloß, sich hier zu verweilen, um alle ihre Herrlichkeiten recht zu betrachten. Darum kehrte er in einem der Khane ein, die für die fremden Kaufleute bestimmt waren.

Am andern Morgen besah er die Stadt. In der Mitte derselben stand der königliche Palast; im Vierecke um ihn her war aber ein sehr grosser Platz mit den Buden der Kaufleute, von vielen Hauptstraßen und Nebenstraßen durchschnitten. Diese Straßen waren aber alle zum Schutze gegen die Sonnenhitze mit hohen Gewölben bedeckt, und die Buden waren alle von gleicher Größe und derselben Gestalt. Auch standen alle Kaufleute, die gleiche Waaren führten, immer in einer Straße beisammen; die Künstler hatten ihre besondere Straße, und jede Gattung von Handwerkern die ihrige.

Man sah hier die köstlichsten Waaren in ungeheurer Menge. Hier sah man die feinsten Gewebe aus allen Gegenden Indiens, und die manchfaltigsten Gegenstände waren mit den lebhaftesten Farben darauf nachgebildet; dort sah man die kostbarsten seidenen und Gold- und Silberstoffe aus Persien, China und andern Ländern. In einer andern Straße sah man alle Buden mit den schönsten Gefäßen von Porzellan aus China und Japan angefüllt, in andern die prächtigsten Fußteppiche von aller Gattung und Größe.

Prinz Hussaim war ganz bezaubert über die Menge dieser Seltenheiten; am meisten aber, als er in die Straße kam, wo die Goldschmiede ihre Buden hatten. Diese trieben zugleich auch das Gewerbe der Juweliere, und hatten ungeheure Reichthümer an Perlen und Diamanten, Rubinen, Saphiren, Smaragden und andern

Edelsteinen. Er hatte schon vorher bemerkt, daß außer den Braminen und Götzenpriestern, die in freiwilliger Armuth lebten, Männer und Weiber Halsgeschmeide, Armbänder und Fußringe von Perlen und Edelsteinen trugen, deren Glanz durch die dunkle Hautfarbe der Einwohner jenes Landes noch mehr erhöht wurde. Aus dieser Menge der Kostbarkeiten schloß er auf den unermeßlichen Reichthum des ganzen Königreiches.

Zugleich bemerkte Hussaim auch, welche große Liebhaberei hier alle Leute für die Rosen hatten; denn alle Gänge und Straßen wimmelten von Mädchen und Knaben mit Körben voller Rosen, die sie feil boten; auch ging niemand über die Straße, der nicht wenigstens einen Rosenstrauß in der Hand hielt; viele trugen auch einen Kranz von Rosen um das Haupt, und alle Kaufleute und Handwerker hatten ihre Buden und Waaren mit dieser Lieblingsblume ausgeschmückt. Der ganze Platz duftete daher von dem Wohlgeruche, daß man in einer blühenden Rosenlaube zu gehen meinte.

Lange ging Hussaim aus einer Gasse in die andere, und ergötzte sich an dem Anblick so vieler Herrlichkeiten. Als er endlich müde war, bat er einen Kaufmann, er möge ihm erlauben, sich bei seiner Bude ein wenig auszuruhen. Der Mann war sehr gefällig, und nöthigte ihn zu sich in die Bude.

Er war noch nicht lange da, als ein Ausrufer durch die Straße daher kam, der einen

gewöhnlichen Teppich auf den Armen trug. „Dreißig Beutel sind auf diesen Teppich geboten!“ rief er — „Wer gibt mehr?“ und wollte vorübergehen.

Der Teppich schien Hussaim sehr klein; da er aber um so hohen Preis ausgerufen wurde, glaubte er, er müsse von besonderer Schönheit seyn. Er rief darum den Ausrufer herbei und ließ ihn den Teppich ausbreiten. Er fand ihn ungefähr sechs Fuß ins Gevierte groß, und von grobem Gewebe und schlechten Farben. „Wie in aller Welt,“ fragte er darum den Ausrufer, „kommst du dazu, einen Teppich, der mit einem Goldstücke schon dreifach bezahlt wäre, um dreißig Beutel Goldes feil zu bieten? Wer das Gebot gethan hat, ist wahrlich nicht recht bei Sinnen.“

„Wundert Euch, wie Ihr wollt,“ antwortete der Ausrufer. „Ich darf ihn noch nicht einmal um das Gebot hingeben, der Eigenthümer verlangt vierzig Beutel dafür.“

„Dann muß dieser Teppich besondere Tugenden haben,“ versetzte Hussaim, „die man ihm nicht ansieht.“ — „Die hat er auch,“ erwiederte der Ausrufer. „Wenn Ihr Euch auf diesen Teppich setzt, so dürft Ihr nur wünschen, wo Ihr hin wollt, und in demselben Augenblicke seyd Ihr da. Nichts kann Euch aufhalten.“

„Freund!“ rief da Hussaim voller Freude, „wenn diese Eigenschaft dem Teppich nicht blos angedichtet ist, so sollst du vierzig Goldbeutel

dafür haben, und dir will ich obendrein noch ein ansehnliches Geschenk geben."

Der Ausrufer gestand ihm, daß er selbst noch keine Probe damit gemacht habe; „Ihr sollt ihn aber nicht kaufen, es sey denn, Ihr habet Euch zuvor von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt. Ihr habt ja doch die vierzig Beutel schwerlich bei Euch, und um das Geld zu empfangen, müßte ich mit Euch hingehen. Setzt euch darum mit mir auf den Teppich und wünschet uns nach dem Khan, wo Ihr als Fremdling eingekehrt seyd. Kommen wir nicht im Augenblicke hin, so behaltet Ihr Euer Geld und ich bringe dem Eigenthümer als einem Betrüger seinen Teppich zurück. Glückt aber der Versuch, so denke ich, soll Euch der Kauf nicht reuen, und ich will das versprochene Geschenk auf Eure Gesundheit vertrinken"

Hussaim erhielt von dem Kaufmann die Erlaubniß, den Teppich in der Kammer hinter der Bude auszubreiten. Er setzte sich mit dem Ausrufer darauf, und wünschte sich nach seiner Wohnung. In demselben Augenblicke befanden sie sich in dem Zimmer seines Khans.

So war er von der Wahrheit der gerühmten Eigenschaft des Teppichs überzeugt, und zählte dem Ausrufer freudig die vierzig Geldbeutel dar. Ihm selbst machte er noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken.

Drittes Kapitel.

Prinz Hussaim schätzte sich unendlich glücklich in dem Besitze seines Teppichs; denn er war fest überzeugt, daß auf der ganzen Erde keine merkwürdigere Seltenheit zu finden sey, und glaubte so des Vorzugs vor seinen Brüdern gewiß zu seyn. Da er nun für die Rückreise keine Zeit bedurfte, entschloß er sich, in Bisnajar zu verweilen, um den König, seinen Hof, die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt und des Landes, die Religion, Sitten und Gewohnheiten der Einwohner kennen zu lernen.

Den König des Reiches Bisnajar konnte er sehr leicht sehen, denn er erlaubte allen fremden Kaufleuten, jede Woche einmal seinen Hof zu besuchen. Hussaim war als Kaufmann gekommen, und kam als solcher an dem bestimmten Tage in den Palast. Der König sprach mit allen Anwesenden, und kam so auch zu ihm. Seine Schönheit, sein Anstand, sein aufgeweckter Verstand machten den König besonders aufmerksam auf ihn. Er sprach viel mit ihm und erkundigte sich nach seinem Vaterlande. Als er hörte, er sey aus Indien, erkundigte er sich nach dem indischen Sultan, nach der Einrichtung des Reiches und nach den sonstigen Merkwürdigkeiten des Landes. Seine schnellen und treffenden Antworten gefielen dem König so sehr, daß er in der Folge, wenn Hussaim an seinem Hofe erschien, sich meistens mit ihm unterhielt.

Der Prinz hatte unterdessen genug zu thun, um die Merkwürdigkeiten der ungeheuren Stadt und der benachbarten Gegend alle zu sehen. Vor andern besuchte er die prächtigen Götzentempel. Einer derselben in der Stadt Bisnajar war ganz von Erz gebaut, und schien auf einen Guß gegossen zu seyn. Er war viereckig, zehn Ellen lang, zehn Ellen breit und fünf Ellen hoch. Innen stand ein Götzenbild von gewöhnlicher Mannsgröße auf einem silbernen Fußgestell; aber das Bild selbst war ganz aus Gold gegossen. Statt der Augen waren ihm zwei sehr große und kostbare Rubinen eingesetzt und diese waren so geschliffen, daß sie jeden anzusehen schienen, der nach ihnen hinsah.

Noch einen andern prachtvollen Tempel sah er in einem benachbarten Dorfe. Rings umher war eine Ebene von zwanzig Morgen Feldes, gleich einem anmuthigen Lustgarten mit den mannigfaltigsten Rosenarten und andern Blumen bepflanzt, und mit einer niedrigen Brustmauer umgeben. In der Mitte des Feldes erhob sich ein sanfter Hügel bis zur Höhe eines Menschen. Der Hügel war außen mit Steinen belegt, die so sorgfältig zusammengesetzt waren, daß man sie beim ersten Anblicke für eine einzige Felsenplatte hielt. Auf diesem Hügel stand der Tempel aus rothem, egyptischen Jaspis, und so hell polirt, daß die Sonnenstrahlen von ihm zurückprallten, wie von einem Spiegel. Er war dreißig Ellen lang, und zwanzig Ellen breit. Das Dach wölbte sich zu einer fünfzig Ellen hohen

Kuppel, und war mit drei Reihen der trefflichsten Gemälde verziert. Alle Wände waren mit Bildern und halberhabenem Schnitzwerk überladen, so daß keine leere Stelle mehr zu finden war; und Statuen und Götzenbilder standen allenthalben umher.

Dieser Tempel stand nie leer. Täglich kamen Pilger aus den entferntesten Gegenden des Reiches in ganzen Schaaren, um ihre Gelübde zu lösen, und beschenkten den Tempel und die Einwohner des Ortes, die blos von diesen milden Gaben lebten. Jeden Morgen und Abend wurden von den Dienern des Tempels die Zeremonien des Götzendienstes für die Pilger verrichtet, und hierauf folgten Spiele, Gesänge, Tänze und andere Lustbarkeiten.

In jener Zeit wurde auch das große Jahresfest an dem Hofe von Bisnagar gefeiert. Da versammelten sich in der Hauptstadt alle Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Festungen, die Richter einer jeglichen Stadt, und die gelehrtesten und berühmtesten Braminen. Manche kamen aus so entfernten Gegenden des Landes, daß sie vier Monate zu ihrer Reise brauchten. Als der Tag des Festes herannahte, brachen die Herzugekommenen aus der Hauptstadt auf, und zogen nach einer nahen Ebene von ungeheuerm Umfange. Der König mit seinem großen Hofstaate begleitete den Zug, und wer aus der Hauptstadt und der ganzen Nachbarschaft vom Hause nur abkommen konnte,

ging mit. Es war eine unzählbare Menschenmenge beisammen.

In der Mitte der Ebene war ein großes Viereck frei. Zur einen Seite war ein Gebäude für den König, seinen Hofstaat und die Fremdlinge, die an seinem Hofe erscheinen durften, errichtet. Es bestand aus neun über einander erhabenen Schaubühnen, die von vierzig Säulen getragen wurden, und innen mit aller Pracht geschmückt und zur Bequemlichkeit eingerichtet, und außen mit Landschaften, Thieren, Vögeln, Insekten und dgl. aufs kunstreichste bemalt waren. An den drei übrigen Seiten standen eben solche Gebäude für die übrigen vornehmeren Zuschauer; unten aber waren etwas erhöhte sehr geräumige Schranken für die Menge des schaulustigen Volkes angebracht.

Der freie Platz in der Mitte war aber so groß, daß auf jeder der vier Seiten eine Reihe von tausend Elephanten stand, die alle mit dem kostbarsten Geschirre bedekt waren. Auf ihren Rücken trugen sie hölzerne Thürmchen, die ganz mit Gold überzogen waren. In diesen Thürmchen standen Musikanten mit ihren Instrumenten und Possenspieler, welche die Menge belustigten. Die Elephanten aber waren an ihren Rüsseln, Ohren und Füßen mit scharlachrothem Zinnober, mit Blau und andern Farben grell bemalt, und selbst auf ihre dicken Leiber waren sehr wunderliche Figuren gezeichnet.

Mancherlei Schauspiele und Belustigungen wechselten nun mit einander ab. Hussaim fand

aber vor Allem die Geschicklichkeit der Elephanten merkwürdig. Einer der größten stand auf einem zwei Fuß aus der Erde hervorstehenden Pfosten, dessen obere Fläche nur so groß war, daß die vier Füße des Elephanten kaum Platz darauf hatten; und in dieser für das schwere Thier so unbequemen Stellung machte er nach dem Takte der Musik allerlei schnelle Bewegungen mit seinem Rüssel.

Ein anderer Elephant stand auf dem einem Ende eines quer über einen Pfosten in die Waage gelegten Balkens. An dem andern Ende desselben war ein großes Felsstück befestigt. So wurde der Wagebalken allmählig in Schwung gesetzt, und bald schwebte der Elephant auf seinem Ende hoch in die Luft, bald sank er wieder bis zur Erde hinab. Dessen ungeachtet behielt er aber das Gleichgewicht, und begleitete so, während er auf und nieder geschaukelt wurde, die Musik mit allerlei taktmäßigen Bewegungen seines Rüssels und seines Leibes.

Nachdem Prinz Hussaim diese und noch viele andere Merkwürdigkeiten des Reiches Bisnagar bewundert hatte, neigte sich das Jahr seiner Abwesenheit nach und nach zu Ende. Wohl hätte er bis an den verabredeten Tag uoch bleiben können; allein er hoffte, seine Brüder würden vielleicht doch auch mit ihrer Rückkehr nicht bis zum letzten Tage säumen. Auch die Begierde, zu sehen, welche Merkwürdigkeiten sie von ihrer Reise mitbrächten, ließ ihn nicht mehr länger weilen. Er bezahlte dem Auf-

seher des Khans, was er für seine Wohnung schuldig war, setzte sich mit seinem Diener auf den Teppich, und wünschte sich nach der Herberge zurück, wo er mit seinen Brüdern zusammenzutreffen versprochen hatte, und in demselben Augenblicke war er auch dort. Er gab sich auch hier für einen reisenden Kaufmann aus, und erwartete seine Brüder, die beide noch nicht zurückgekommen waren.

Viertes Kapitel.

Ali, der zweite Bruder, war drei Tage auf seiner Straße fortgezogen, und kam endlich zu einer Karawane, die nach Persien zog. Er schloß sich mit seinem Diener an diese an, und kam nach einer sehr beschwerlichen Reise von vier Monaten endlich in Schiras, der Hauptstadt des persischen Reiches, an.

Er hatte sich auf der Reise für einen Juwelenhändler ausgegeben, und mit mehreren Kaufleuten Freundschaft gemacht. Er kehrte mit ihnen in demselben Khane ein, und ließ sich gleich am andern Morgen, nachdem er ein sauberes Kleid angelegt hatte, während die Kaufleute ihre Waaren auspackten, nach der Gegend der Stadt führen, wo die Juwelenhändler und Goldarbeiter ihre Waaren feil boten. Es war dazu in Schiras ein eigenes großes Gebäude mit starken Pfeilern und hohen Gewölben

bestimmt, welches den Namen Bezestein führte. Längs der Mauern und um die Pfeiler standen die Buden der Kaufleute, und Ali staunte über die Menge und Kostbarkeit der ausgestellten Waaren; denn hier sah man nur Edelsteine, die schönsten Geräthschaften und Geschirre aus Gold und Silber, reiche Goldstoffe und andere Kostbarkeiten. Viele Ausrufer gingen durch die Gänge und boten verschiedene Dinge feil, und forderten Leute auf, höhere Gebote zu thun. Unter allen fiel aber Ali ein Mann am meisten auf, der ein Sehrohr von Elfenbein umher trug. Es war nicht länger als etwa einen Fuß, und nicht dicker als der Daum eines Mannes. Dabei rief er immer: „Dreißig Beutel sind auf dieses Sehrohr geboten! wer bietet mehr?"

Da wandte sich Ali zu einem Kaufmanne, der in seiner Bude saß, und fragte: „Sagt mir doch, guter Freund! ist der Mensch vielleicht verrückt, daß er für das unbedeutende Rohr dreißig Beutel fordert, oder ist hier vielleicht ein Beutel nicht so viel, als in meiner Heimath?"

„O nein," antwortete der Kaufmann, „der Mann müßte gerade in dieser Nacht närrisch geworden seyn, sonst ist er unser brauchbarster Ausrufer. Auch versteht man hier unter einem Beutel ebenso viel, wie an andern Orten *). Das Rohr hat vielleicht einen verborgenen Werth. Setzt Euch einstweilen zu mir in meine

*) Ein Beutel beträgt nach unserm Gelde 250 Laubthaler.

Bude; vielleicht kommt er bald wieder vorbei, dann will ich ihn herrufen."

Diese Einladung nahm Prinz Ali gerne an. Er saß nicht lange, so kam der Ausrufer zurück, und rief wieder: „Dreißig Beutel sind auf dieses Sehrohr geboten! wer bietet besser?" Da rief ihn der Kaufmann herzu, und sprach zu ihm: „Der Herr da glaubt, es sei in Euerem Kopfe nicht ganz richtig, daß Ihr ein so einfaches Sehrohr um so hohen Preis feilbietet."

„Ich will das gerne glauben," antwortete der Ausrufer, zum Prinzen Ali gewandt, „denn es haben mich heute schon viele um des Rohres willen für einen Narren gehalten. Seht aber nur einmal hinein, so werdet Ihr gewiß anders denken. Vielleicht bietet ihr mir noch mehr, als ich bisher ausrief. Sehet, dieß Rohr hat hinten und vorn ein Glas. Gukt man nun durch das vordere Glas hinein, so erblikt man die fernsten Menschen und Gegenstände, die man eben zu sehen wünscht; gebraucht man es aber umgekehrt, so ist es ein ganz gewöhnliches Fernrohr."

„Wie?" rief der Prinz aus, „was man sehen will, kann man durch dieß Rohr sehen?" O, gebt es her, daß ich mich davon überzeuge." Der Ausrufer reichte es ihm, und Ali setzte es ans Auge, und wünschte seinen Vater zu sehen. Da erblickte er ihn sogleich in der vollkommensten Gesundheit auf seinem Throne sitzend, und die Großen seines Hofes um ihn her. Nun wünschte er auch die Prinzessin Nurunnihar zu

sehen, und auf der Stelle sah er sie vor sich. Sie saß eben vor ihrem Putztische, von ihren dienenden Frauen umringt.

Da wandte sich Prinz Ali zu dem Ausrufer, und sprach: „Lieber Mann, nein, du bist kein Narr! Das Rohr ist dreißig Beutel werth, und ich gebe dir gerne noch etwas mehr. Sage mir den genauesten Preis, so kannst du dir die weitere Mühe des Ausrufens ersparen.“

Der Ausrufer versicherte ihn, er habe den Auftrag, es nicht unter vierzig Beutel loszuschlagen. Ali war überzeugt, daß es auf der ganzen Erde keine größere und wundervollere Seltenheit gebe, und kaufte das Sehrohr um vierzig Beutel. Er nahm den Ausrufer mit sich in seine Herberge, zählte ihm das Geld dar, und gab ihm noch zwanzig Goldstücke als ein Geschenk.

In dem festen Glauben, daß seine Brüder keine Seltenheit auftreiben könnten, welche dieses Rohr überträfe, freute er sich schon zum Voraus seines Sieges, besah die Merkwürdigkeiten in Schiras und der Umgegend, und als die Karawane, mit der er gekommen, wieder zurückkehrte, machte er sich mit ihr nach seinem Vaterlande auf. Er bestand glücklich die lange, beschwerliche Reise, und kam wohlbehalten in der Herberge an. Er freute sich, seinen ältern Bruder schon da zu finden, der ihm mit offenen Armen entgegen kam. Das Jahr war noch nicht verflossen. Sie blieben darum noch

in der Herberge, und erwarteten ihren dritten Bruder, den Prinzen Achmed.

Fünftes Kapitel.

Prinz Achmed war am Ende einer langen Reise nach Samarkand gekommen. Auch er besuchte gleich am andern Morgen den Begestein, das ist, den Ort, wo die Buden der vornehmsten Kaufleute standen. Er hatte sich hier noch wenig umgesehen, so sah er einen Ausrufer daherkommen, der einen mit Kunst nachgemachten Apfel in die Höhe hielt, und rief: „Fünf und dreißig Beutel dieser Apfel! Niemand mehr?"

„Zeige mir den Apfel!" sprach Prinz Achmed, und der Ausrufer trat zu ihm, und hielt ihm den Apfel dar. „Der Apfel ist zwar nach seinem unbedeutenden Aussehen nicht so viel werth," sprach er dabei. „Wer aber seine verborgene Kraft kennt, wird das Gebot immer noch für sehr gering halten."

„Welche Kraft besitzt er denn?" fragte Achmed, und der geschwätzige Ausrufer fuhr fort: „Wer den Apfel kauft, der hat einen unschätzbaren Schatz, der mit Golde nicht zu bezahlen ist. Schwindsucht und Faulfieber, Gicht und Podagra, Pest und andere Seuchen, kurz jede Krankheit, die kein Arzt mehr heilen

kann, heilt dieser Apfel. Und man hat gar keine Plage bei dieser Kur, wie man sie bei den Aerzten hat, die einem mit ihren schändlichen Arzneien eine Qual verursachen, die oft eben so arg ist, als das Uebel, welches sie damit vertreiben wollen; denn ich will lieber das Fieber haben, als ihre abscheulichen Brühen und Mixturen schlucken. Nein, an dem Apfel braucht der Kranke nur zu riechen, und er ist auf der Stelle gesund. Und daß er nicht schlecht riecht, davon könnt Ihr Euch ja selbst überzeugen." Er hielt dem Prinzen Achmed den Apfel zugleich etwas derb unter die Nase, und Achmed fand ihn sehr wohlriechend.

„Wer bürgt mir aber dafür," fragte Achmed, „daß der Apfel wirklich die gerühmte Eigenschaft besitzt?" „Herr," antwortete der Ausrufer, „da fragt umher, wo Ihr wollt, in Samarkand, und Ihr werdet Beispiele genug von seiner Wunderkraft erfahren. Um Euch aber den gehörigen Respect vor dem Apfel zu machen, so hört! Ein sehr berühmter Naturforscher aus dieser Stadt Samarkand hat sich sein ganzes Leben hindurch bemüht, die geheimen Kräfte der Pflanzen und Mineralien zu erforschen, und in seinem späten Alter hat er aus den allerwirksamsten diesen Wunderapfel mit vieler Kunst und Mühe so zusammengesetzt, daß er die verschiedenartigsten Krankheiten damit heilen konnte. Das Gedächtniß seines Namens wird in dem ganzen

Lande nie untergehen. Ob er gleich schon sehr alt war, so wäre er sicher doch noch lange nicht gestorben, weil er bei jedem Anfalle einer Unpäßlichkeit an dem Apfel riechen konnte, und sogleich wieder hergestellt wurde. Allein da führte ihn das Unglück in der vorigen Woche durch eine Straße, in welcher eben gebaut wurde. Er ging nahe an dem neuen Hause vorbei, ein Stein fiel herab und schlug ihn maustod. Den Apfel trug er damals zwar bei sich, allein die Leute, die den armen Naturforscher aufhoben, kannten ihn nicht gleich. So blieb er denn todt. Nun hatte er aber in frühern Jahren so lange untersucht und laborirt, bis er nichts mehr hatte, und als er endlich den Apfel zusammengesetzt hatte, war er so närrisch, daß er alle Leute umsonst daran riechen ließ. Da weiß seine hinterbliebene Familie sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Apfel verkauft, um seine Schulden zu bezahlen; denn der ist das einzige Brauchbare, was der alte Herr hinterlassen hat."

Es hatten sich indessen viele Menschen um den Ausrufer und Achmed gesammelt, und viele bestättigen die Aussage von der Wunderheilkraft des Apfels. Einer der Umstehenden aber sprach: „Die Zeugnisse dieser Leute sind noch keine hinlängliche Bürgschaft. Wenn es auch einen ähnlichen Wunderapfel gibt, so ist der Herr ja noch nicht überzeugt, daß es gerade dieser ist. Wollt Ihr Euch Gewißheit verschaffen, so folgt mir mit dem Apfel. Ich

habe einen Freund, der an einer gefährlichen Krankheit darnieder liegt. Laßt diesen an den Apfel riechen; geneset er, so könnt Ihr von seiner Kraft überzeugt seyn, und Ihr habt dabei noch einen Gotteslohn an meinem Freunde verdient."

Achmed erkundigte sich nun nach dem genauesten Preise, welchen der Ausrufer auf vierzig Beutel bestimmte. „Gut," sprach Achmed, „so folgt mir zu den Kranken. Beweiset der Apfel an ihm seine Kraft, so gebe ich dir vierzig Beutel dafür; wird der Kranke aber nicht gesund, so übergebe ich dich den Gerichten als einen schändlichen Betrüger."

Der Ausrufer ließ sich's gefallen. Sie ließen sich zu dem kranken Freunde führen; er lag sterbenskrank auf seinem Bette. Achmed hielt ihm den Apfel an die Nase, und alsbald richtete sich der Mann auf und war gesund.

Da ging Prinz Achmed sogleich mit den Ausrufer nach seiner Wohnung, zählte ihm die vierzig Beutel in Golde dar, und fügte ihm auch noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken hinzu. Ueberzeugt, daß er in der weiten Welt kein selteneres Geschenk für seinen Vater finden könnte, das zugleich auch von so außerordentlichem Nutzen wäre, und in dem festen Glauben, daß dieser Apfel die Seltenheiten weit übertreffen müßte, die seine Brüder mitbrächten, wartete er nun mit Ungeduld auf eine Karawane, mit der er nach Indien zurückkehren könnte. Da diese Karawane erst

nach einem Monate abgehen wollte, sah er sich noch im Samarkand und der Umgegend um, und besuchte auch das berühmte Thal, welches nach dem Strome Soide benannt ist, und von den Arabern für das vierte Paradies der Welt gehalten wird, weil es voll fruchtreicher Felder, anmuthiger Gärten und schöner Paläste prangt, und in jeder Jahreszeit mit eigenthümlicher Schöne geschmückt ist.

Endlich ging die Karawane ab. Er begleitete sie mit seinem Diener, und kam nach einer mühseligen Reise doch glücklich in der Herberge an, wo ihn seine Brüder mit herzlicher Freude willkommen hießen.

Sechstes Kapitel.

An demselben Abende, als Prinz Achmed zu Hussaim und Ali in die Herberge gekommen war, saßen die drei Brüder in fröhlicher Eintracht beisammen, und erzählten einander die Abenteuer ihrer Reisen. Jeder rühmte sich dabei, das seltenste Geschenk für ihren Vater mitgebracht zu haben, und so stritten sie halb im freundlichen Scherze, halb im Ernste, um den Vorzug, dessen jeder bei sich gewiß zu seyn glaubte, ohne daß Einer dem Andern gesagt hatte, worin sein Geschenk eigentlich bestehe.

Endlich begann Hussaim: „Was bedarf es da weiter unsers blinden Streits? Keiner weiß ja was der Andere hat, und doch ist eine Entscheidung ohne Vergleich unmöglich. Es schadet ja auch nicht, ob wir früher oder später sehen, was die Andern haben. Um euch darum zu überzeugen, wie weit meinem Geschenke der Vorzug vor den euern gebührt, nehme ich keinen Anstand, es euch zu zeigen, und erwarte von euch dann ein Gleiches." Er brachte sogleich auch seinen Teppich hervor. Die beiden Brüder zogen alsbald auch jeder seine Kostbarkeit aus ihren Reisebündeln.

Jeder lachte aber laut über die Verblendung der Andern; am meisten lachten Ali und Achmed über Hussaims schlechten Teppich. „Lacht nur, so viel Ihr wollt," sprach Hussaim, „dieser unscheinbare Teppich besitzt eine Eigenschaft, die ihn gewiß die vierzig Beutel werth macht, die ich dafür bezahlt habe." Er erzählte ihnen hierauf, daß man sich damit in einem Augenblick an die entferntesten Orte hinwünschen könnte, und versprach, sich am folgenden Morgen sogleich mit ihnen in der Welt ein Bischen herum zu wünschen.

Ali rühmte nun die Eigenschaft seines Sehrohrs, welches die Brüder bisher auch mit Verachtung betrachtet hatten. „Dieß Rohr kostet mich auch vierzig Beutel, sprach er; allein man kann mit ihm auch sehen, was man nur sehen will. Sehet einmal hinein, und wünscht euch an den verborgensten Ort,

oder die entferntesten Menschen zu sehen, und sie werden vor euch stehen."

Hussaim nahm das Rohr, um sich zu überzeugen, und sprach: „So wünsche ich den Vater und Nurunnihar zu sehen." Indem er aber hinein sah, fuhr er erschrocken zusammen, und rief: „Der Himmel gebe, daß dein Rohr täusche." — „Es täuscht sicher nicht," sprach Ali; „es zeigt immer die Wahrheit!" und riß mit diesen Worten das Rohr an sich, um selbst durchzusehen. „Dann ist Nurunnihar sehr krank," sprach Hussaim. „Sie ist sterbenskrank!" rief Ali. „Ich sehe, wie matt sie den Athem zieht."

„O wär ich nur dort mit meinem Apfel!" rief Prinz Achmed; „denn wißt, daß dieser Apfel, über welchen Ihr mich verlachtet, die Kraft besitzt, alle Krankheiten zu heilen. Ich habe darum kein Bedenken getragen, auch vierzig Beutel dafür zu bezahlen. Wär' ich nur dort, sie sollte auf der Stelle genesen."

„Hinkommen wollen wir bald," sprach Hussaim, und breitete seinen Teppich auf den Boden. „Stellt euch nur zu mir auf meinen Teppich; wir haben schon Raum darauf." Sie bezahlten sogleich den Wirth, befahlen ihren Dienern, den nächsten Morgen nachzukommen, und als sie alle beisammen auf den Teppich standen, wünschte sich Hussaim nach Hause in das Gemach der kranken Nurunnihar. In demselben Augenblick waren sie dort.

Die schöne tugendhafte Prinzessin war wirklich dem Tode nahe, als die drei Prinzen auf einmal in ihrem Gemache standen. Achmed ging sogleich zu ihrer Lagerstatt, und hielt ihr seinen Heilungsapfel unter die Nase. Indem sie schwach Athem holte, zog sie doch seinen Geruch ein, und fühlte sich wunderbar dadurch gestärkt. Sie zog mit kräftigerm Athemzuge noch einmal seinen Balsamduft ein, und war sogleich gesund. Sie richtete sich lächelnd auf, sah umher, wunderte sich über die Gegenwart der drei Prinzen, und hatte ihre Krankheit so sehr vergessen, daß sie erst durch die umständliche Erzählung ihrer Dienerinnen davon überzeugt wurde.

Der indische Sultan, der Vater der drei Prinzen, war auch in dem Gemache zugegen, als dies darin vorging. Als er sich von seinem Staunen über dies Ereigniß erholt hatte, bewillkommte er erst seine Söhne, und führte sie nun, bis sich Nurunnihar angekleidet hatte, in ein anderes Gemach.

Hier ließ er sich umständlich von der Reise eines Jeden Bericht geben, und die Geschenke überreichen. Jeder rühmte die wundervolle Eigenschaft seines mitgebrachten Geschenkes, und rühmte den Antheil, den es an der Genesung der Prinzessin Nurunnihar habe. Und Jeder schloß seine Erzählung mit den Worten: „Ich hoffe, lieber Vater, daß Euch dies von der Seltenheit des Geschenkes überzeugt, und zweifle nicht, Ihr werdet mir um deswillen

den Vorzug vor meinen Brüdern geben, und mir die Hand der durch meinen Beistand geheilten Nurunnihar nicht versagen."

Als so zuletzt auch Prinz Achmed seine Erzählung geschlossen hatte, neigte der Vater eine Weile sinnend das Haupt. Endlich begann er zu ihnen: „Ich muß gestehen, eure Geschenke übertreffen meine Erwartung weit; denn ihre Eigenschaften sind so wunderbar, daß mich nur das selbst erlebte Beispiel von eurer schnellen Ankunft und der Heilung der Prinzessin davon überzeugen kann. Indessen mag ich's überlegen, wie ich will, so kann ich doch keinem den Vorzug einräumen. Es ist wahr, mein Sohn Achmed, daß dein Apfel die Heilung bewirkt hat. Wie hättest du aber daran denken können, hieher zu eilen, wenn Du, mein Sohn Ali, nicht das wunderbare Sehrohr gehabt hättest, durch welches ihr die Krankheit der Prinzessin erfuhrt? Was hätte dich aber das Rohr genützt, wenn Achmet nicht den Apfel gehabt hätte? Und was hätte euch das Rohr und der Apfel geholfen, wenn du mein Sohn Hussaim, sie nicht in dem Augenblicke hierher gebracht hättest, da Nurunnihar gewiß nicht mehr so lange am Leben geblieben wäre, bis ihr zu Roß hierher kommen konntet? Was hätte aber Dich endlich Dein Teppich genützt, ohne das Sehrohr und ohne den Apfel? Entweder hättest Du nicht daran gedacht, hieher zu eilen, oder was hätte Deine Ankunft helfen können? Ihr sehet also, ich kann keinem den Vorzug ge-

ben, wenn ich nicht partheilsch seyn will. — Da nun diese mitgebrachten Seltenheiten nicht entscheiden können, wer von euch die Prinzessin zur Gemahlin erhalten soll, so müßt ihr euch noch zu einem andern Wettkampf entschließen. Ihr sollt morgen darum drei gleiche Bogen und drei gleiche Pfeile aus meiner Waffenkammer erhalten, und mit diesen auf der großen Reitbahn vor der Stadt um die Wette schießen. Wessen Pfeil am weitesten fliegt, der wird der Gemahl der Prinzessin. — Indessen danke ich euch für eure köstlichen Geschenke, die in meiner reichen Schatzkammer künftig die erste Stelle einnehmen sollen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützen.

Die Prinzen waren mit dem Vorschlag eines neuen Wettkampfes zufrieden, und erwarteten mit Ungeduld den Morgen.

Siebentes Kapitel.

Der Waffenmeister hatte in der Frühe des nächsten Morgens aus der Waffenkammer des Sultans drei Bogen von demselben Holze, von derselben Größe und Stärke ausgesucht, und drei Pfeile von gleicher Länge und Dicke abgewogen, und Bogen und Pfeile nach dem Loose unter die drei Prinzen vertheilt. Diese zogen nun damit bewaffnet nach der Reitbahn hinaus. Die Nachricht von ihrer Rückkunft

und ihrem Wettschießen hatte sich schnell durch die Stadt verbreitet, und so schloß sich denn eine unzählige Menge schaulustiger Menschen an den Zug an, und begleiteten ihn vor die Stadt.

Die drei Prinzen standen in kleiner Entfernung neben einander zum Schusse bereit; zu beiden Seiten stellten sich die Zuschauer in lange Reihen, und ließen die Mitte der Bahn zum Schusse frei. Und als nun der Sultan, von den Großen seines Reiches begleitet, erschien, und auf einer erhöheten Schaubühne hinter den Prinzen Platz genommen hatte, erscholl das Zeichen zum ersten Schusse. Prinz Hussaim legte den Pfeil auf den Bogen, zog die Senne mit ganzer Kraft, und schoß ab. Ein lauter Freudenschrei der zuschauenden Menge scholl dem fliegenden Pfeile nach. Wo der Pfeil auf die Erde fiel, wurde ein Stab mit fliegenden Bändern aufgepflanzt.

Als der Lärm der Menge verhallt war, erscholl das zweite Zeichen, und Prinz Ali ließ seinen Pfeil in hohem Bogen durch die Lüfte fliegen. Ein lauterer Freudenruf begleitete seinen Flug, und er hatte auch den größern Beifall verdient; denn er flog weit über Hussaims Pfeil hinaus. Wo er niederfiel, wurde auch wieder ein Stab mit fliegenden Bändern in die Erde gepflanzt.

Bald erscholl das dritte Zeichen, und Prinz Achmeds Pfeil flog in die Luft. Das Geschrei des Volkes hallte ihm nach, und hallte fort

und fort, und verstummte allmählig. Aller Augen suchten bald auf der Bahn, und bald wieder in der Luft; denn der Pfeil war ihnen aus dem Gesichte entschwunden. Es entstand ein Gemurmel; Einige glaubten, der Pfeil sey so weit geflogen, daß er ihnen aus dem Gesichte gekommen wäre; Andere behaupteten, Achmed müsse nicht gerade vor sich hin geschossen haben, und der Pfeil liege wahrscheinlich auf der Seite der Bahn hinter der Reihe der Zuschauer.

Endlich schickte der Sultan Leute aus, die den Pfeil suchen sollten. Sie suchten auf der Bahn in der Nähe und in der Ferne; sie suchten hinter den Reihen der Zuschauer, und fanden ihn nirgends. Sie wurden nochmals ausgeschickt, sie suchten ganz in der Ferne; Achmed suchte mit ihnen, — aber der Pfeil fand sich nicht. Da erklärte endlich der Sultan, ein verlorener Pfeil könne gar nicht gerechnet werden, noch weniger den Vorzug vor den andern erhalten. Mit voller Gerechtigkeit erkenne er seinen zweiten Sohn Ali für den Sieger, da sein Pfeil von den beiden unverlorenen am weitesten geflogen wäre. Er begab sich sogleich nach seinem Palaste zurück, und ertheilte die nöthigen Befehle zur Vermählungsfeier seines Sohnes Ali mit der Prinzessin Nurunnihar.

Da das Fest nach wenigen Tagen gefeiert werden sollte, beschloß Hussaim, sich von dem Hofe zu entfernen. „Ohne eine so tugendhafte Gemahlin, als Nurunnihar, hat das Leben doch keinen Werth mehr für mich,“ dachte er,

„was soll ich da noch lange in der Welt unter den Menschen leben? Ich will in die Einsamkeit gehen und ein Derwisch werden." Er erklärte seinem Vater, daß er nie sein Nachfolger in der Regierung werden wolle, und ging in eine einsame Gegend, wo ein berühmter Scheich mit seinen Lehrjüngern wohnte, um sich von diesem in den religiösen Gebräuchen eines Derwisches unterrichten zu lassen.

Der indische Sultan betrübte sich zwar über die Entfernung seines ältesten Sohnes; doch konnte er es nicht mißbilligen, daß er ein so heiliges Leben zu führen beschloß.

Indessen war der Tag der Vermählungsfeier gekommen; die Festlichkeiten hatten ihren Anfang genommen, und der Sultan war guter Dinge. Da vermißte er auch seinen Sohn Achmed bei dem Feste. Er fragte nach ihm, und erfuhr, daß er schon seit dem Tage verschwunden sey, als die drei Prinzen auf der Reitbahn ihren Wettkampf im Bogenschießen gehalten hätten. Diese Nachricht betrübte ihn noch mehr, als Hussaims Entfernung. Er schickte nach ihm; er gab sich alle Mühe, etwas von seinem Schicksale zu erfahren; er ließ ihn in seinem ganzen Lande, in allen Provinzen aufsuchen: — aber vergeblich! Achmed war verschwunden, und jede Spur von ihm gänzlich verloren. Man betrauerte ihn für todt.

Achtes Kapitel.

Prinz Achmed war aber nicht gestorben, sondern befand sich im besten Wohlseyn. Er war an dem Abende desselben Tages, da er mit seinen Brüdern in die Wette geschossen, noch einmal hinaus gegangen, um seinen Pfeil zu suchen. Es war ihm ganz unbegreiflich, daß er verloren seyn sollte. Er wußte bestimmt, daß er geradeaus geschossen, er hatte selbst den Pfeil über die Mitte der Reitbahn hinfliegen sehen, und hoffte immer noch, ihn zu finden. Er ging die Reitbahn entlang, er suchte rechts, er suchte links; er war schon weit über die Reitbahn in's Feld hinaus gekommen; er ging immer weiter. Er sagte sich's zwar selbst, daß kein Pfeil so weit fliegen könnte, und doch suchte er immer weiter, gleich als würde er von einer unsichtbaren Gewalt immer weiter fortgezogen.

So kam er endlich an ein steiles Felsengebirge, das vier Meilen von der Reitbahn entfernt war. Ohne zu wissen warum, nahete er sich dem Felsen, und siehe! vor dem Felsen lag ein Pfeil auf der Erde. Er nahm ihn auf, er betrachtete ihn genau, — es war derselbe Pfeil, den er am Morgen abgeschossen hatte. „Wie kommt aber der Pfeil hierher?" fragte er sich selbst. „Kein Mensch ist doch im Stande, vier Meilen weit zu schießen. Dieser Pfeil kann

nur durch die wundervolle Macht eines übermenschlichen Wesens hierherkommen. Wie aber? und warum? Sollte mir vielleicht vom Schicksal ein anderes Glück bestimmt seyn, da ich auf den Besitz einer Gemahlin, wie Nurunnihar, verzichten muß?"

Das Felsengebirge bildete mancherlei Thäler und Schluchten. Prinz Achmed ging in das nächste Thal. Es war eng von steilen Felsen eingeschlossen, und wand sich in mancherlei Krümmungen fort. Er war aber noch nicht weit gegangen, als er an einer entgegenstehenden Felsenwand eine eiserne Thüre erblickte. Er hielt sie für verschlossen, obgleich er kein Schloß daran sah. Doch stieß er mit dem Fuße daran, und sie öffnete sich sogleich einwärts. Achmed ging hinein und folgte neugierig dem Pfade, der sich ohne Stufen allmählig abwärts senkte. Anfänglich verlor sich das Tageslicht in Dämmerung; bald aber ward es wieder heller, und immer heller um ihn her; und je weiter er hinab stieg, je klarer ward das Licht, obgleich es von ganz anderm Glanze war, als das Licht des Tages. Bald breitete sich auch der enge Pfad weiter aus, und Achmed gelangte auf einen sehr geräumigen Platz, in dessen Mitte ein prachtvoller Palast stand, der an geschmackvoller Bauart und an Reichthum der kostbarsten Verzierungen alle Paläste der Erde übertraf.

Indem der Prinz noch mit Bewunderung hinstaunte, trat durch die geöffnete Hauptpforte eine Jungfrau heraus von königlichem An-

stande, reich geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, und von so wunderbarer Schönheit, daß Achmed ganz bezaubert dastand. Hinter ihr folgten ihre dienenden Jungfrauen, alle ebenfalls sehr kostbar gekleidet und von seltner Schönheit. Ehe er sich noch von seinem Staunen so viel gefaßt hatte, daß er die königliche Jungfrau begrüßen konnte, rief sie ihm schon zu: „Willkommen, Prinz Achmed, willkommen in meinem Reiche!"

Da nahete ihr der Prinz mit Ehrfurcht, und warf sich vor ihr nieder. „Edle Jungfrau," sprach er, „wie huldreich seyd Ihr, daß Ihr meine Neugier verzeiht, die mich hierher gelockt hat. Und womit habe ich das Glück verdient, von Euch sogar gekannt zu seyn, daß Ihr mich mit meinen Namen anredet?"

Ehe ihm die königliche Jungfrau aber darauf antwortete, führte sie ihn in einen Saal ihres Palastes, nöthigte ihn, sich neben sie zu setzen, und redete ihn dann so an: „Du weißt doch, daß außer den Menschen auch noch allerlei Genien auf der Erde leben, die sich durch ihre Macht und ihr Ansehen untereinander unterscheiden. Einer der mächtigsten dieser Genien ist mein Vater, und ich heiße Pari-Banu, das ist so viel als ein weiblicher Genius, oder Genientochter. Als solche habe ich einen Theil der Macht meines Vaters geerbt, und darum wirst Du Dich nun nicht mehr wundern, daß ich Deinen Namen wußte. Ich kenne Dich, Deinen Vater, Deine Brüder, die Prin-

zessin Nurunnihar; ich weiß von Deiner Reise nach Samarkand; ja Du hast sogar den Heilapfel von Niemand, als von mir erhalten, so wie Dein Bruder Hussaim auch den Teppich und Ali das Fernrohr von mir erhielten. Du schienst mir eines größern Glückes würdig Darum habe ich Deinen Pfeil unsichtbar in der Luft aufgefangen und an den Eingang des Thales getragen, wo Du ihn vor Kurzem wieder fandest. Es steht nun ganz bei Dir, der Glücklichste aller Menschen zu werden. Versprichst Du mir mit einem Handschlag, in Liebe und Treue bei mir zu bleiben, so ist das schon genug, so bist Du mein Gemahl, und ich bin Deine Gemahlin, und wir werden gewiß ein glückliches Leben zusammen führen, da ich durch meine Macht Dir mancherlei Güter des Lebens verschaffen kann, die andere Sterbliche entbehren müssen!"

Prinz Achmed war ganz in Entzücken über die Anmuth und die Huld, womit ihm die Genientochter dies alles sagte. Er konnte sich nicht läugnen, daß sie an Schönheit und Freundlichkeit die Prinzessin Nurunnihar noch weit übertreffe, und daß er kein größeres Glück hoffen könne, als wenn sie sich herabließe, seine Gemahlin zu werden. „Pari-Banu!" rief er daher, „Ihr bietet mir ein Glück an, dessen kein Sterblicher würdig ist. Ich nehme es als ein Geschenk aus Eurer schönen Hand mit dankbarem Herzen an, und verspreche Euch, in Liebe und Treue bei Euch zu bleiben, und Euch zeitlebens als Sklave zu dienen." Er reichte ihr bei diesen

Worten die Hand dar, die sie freundlich nahm. Sie schüttelte aber das Haupt dabei, und sprach: „Nein, mein Sklave sollst Du nicht seyn, sondern mein Freund und Gemahl, und was ich besitze, soll Dein seyn. Durch diesen Handschlag ist unsere Heirath geschlossen, und wir bedürfen keiner Zeremonien, wie sie bei den Menschen sonst üblich sind. Komm nun, daß ich Dir die Herrlichkeiten meines Palastes zeige, bis das Hochzeitmahl bereitet ist."

Sie gab einigen ihrer Jungfrauen einen Wink, und diese eilten hinaus, die nöthigen Anstalten zu machen; sie aber gab dem Prinzen Achmed ihren Arm, und so, von ihm geführt, führte sie ihn von einem Gemach in das andere. Achmed fand nicht Worte genug, sein Erstaunen über die geschmackvolle Anordnung und über die unendlichen Reichthümer auszudrücken, die er hier sah. Die seltensten Marmorarten, Achat, Jaspis, Porphyr, selbst Diamanten, Rubinen, Smaragde, Perlen und alle Edelsteine waren allenthalben mit verschwenderischer Freigebigkeit angebracht. Er gestand seiner Gemahlin, daß alle Herrlichkeiten der Erde, die er sonst schon gesehen habe, gegen diese Pracht ganz unbedeutend seyen.

Es war Abend geworden, bis sie durch alle Gemächer des Palastes gekommen waren; denn Prinz Achmed fand in einem jeglichen andere Merkwürdigkeiten zu bewundern, und seine Gemahlin hatte ihm so viel dabei zu erzählen, daß nen die Zwischenzeit sehr schnell verfloß. Als

sie zuletzt in den Speisesaal traten, waren schon die Kerzen angezündet, und der Tisch war gerüstet. Achmed bewunderte die reiche Beleuchtung und den Wohlgeruch, der von den Kerzen aufstieg; denn sie dufteten alle von dem köstlichsten Ambra. Die Geschirre waren alle von Gold, und der Schenktisch prangte ebenfalls von künstlich gearbeiteten goldenen Geschirren und krystallenen Trinkschalen.

Sie setzten sich zu Tisch, und Pari-Banu legte dem Prinzen selbst die Speisen vor. Auch hier sahe er neue Wunder. Die meisten Gerichte kannte er gar nicht; aber wenn er sie versuchte, fand er sie von solchem Wohlgeschmack, daß die leckersten Speisen der Menschen nur eine gemeine Kost dagegen zu nennen waren. Auch der Wein, der ihnen beim Nachtische reichlich eingeschenkt wurde, war von einer Stärke und Lieblichkeit, wie Achmed noch keinen getrunken. Während des Mahles aber waren Chöre lieblicher Jungfrauen mit mancherlei musikalischen Instrumenten eingetreten, und ergötzten durch Musik und Gesang das Ohr, indessen der Gaumen von den Speisen und Getränken erquickt ward.

Kaum hatten sie sich von der Tafel erhoben und am Ende des Saales auf einem Sopha Platz genommen, so wurden die Tische weggeräumt, und es erschienen etliche Paare tanzender Genien, welche durch die Gewandtheit ihrer Glieder und ihre anmuthvollen Bewegungen Erstaunen erregten.

So endigten sich die Festlichkeiten des ersten Tages. Das Fest dauerte aber noch einige Tage nach einander fort, und jeder Tag zeichnete sich durch neue Schauspiele und Lustbarkeiten aus. Achmed vergaß in dem Umgange mit seiner neuen Gemahlin und in dem Genusse aller dieser Pracht und Herrlichkeit die ganze übrige Welt.

Neuntes Kapitel.

Sechs Monate waren seitdem verflossen, als endlich in Achmeds Herzen das Verlangen nach seinem Vater wieder erwachte. Er bat seine Gemahlin um die Erlaubniß, einen Besuch bei ihm machen zu dürfen. Pari-Banu ward aber durch diese Bitte beunruhigt. Sie glaubte, wenn er einmal von ihr ginge, so werde er sie vergessen und nicht wieder zu ihr zurückkehren, und äußerte ihm ihre Besorgniß. Er gab darum seinen Wunsch auf, und Pari-Banu ward wieder ruhig. Doch konnte er den Gedanken an seinen Vater nicht unterdrücken; er dachte sich, wie er ihn ohne Zweifel jetzt für todt beweine, und seine Sehnsucht, ihn zu sehen und zu trösten, wurde je länger, je größer. Daher kam es, daß er unwillkührlich immer von seinem Vater sprach, seiner Gemahlin immer von der zärtlichen Liebe seines Vaters erzählte.

Pari-Banu erkannte daraus mit herzlicher Freude, wie bescheiden Achmed bei aller Sehnsucht nach seinem Vater doch seinen Wunsch, ihn zu besuchen, in seinem Herzen unterdrückte, um sie nicht dadurch zu betrüben. „Mein lieber Gemahl," sprach sie darum eines Tages zu ihm, „ich halte es für grausam, Dich länger von einem Besuche bei Deinem Vater abzuhalten. Ich fürchtete, Du gebrauchtest Deine Liebe zu ihm nur zum Vorwande, mich zu verlassen; ich habe mich aber von der Wahrheit Deiner kindlichen Liebe überzeugt, und erlaube Dir darum gerne, auf einige Zeit zu ihm zu gehen. Nur begehre ich, daß du mir heilig versprechest, bald wieder zurückzukehren."

Voller Dankbarkeit wollte sich Achmed vor ihr niederwerfen. Sie schloß ihn aber freundlich in ihre Arme. „Wie könnte ich lange von Dir entfernt leben!" rief er. „Ich schwöre Dir bei dem allmächtigen Gotte, daß ich gewiß recht bald zurückkehren werde, und zwar nicht aus Furcht vor der Strafe, wenn ich den Eid breche, sondern aus herzlicher Liebe zu Dir, meine holde Gemahlin."

„Du kannst nun reisen, wann Du Lust hast," fuhr Pari-Banu fort. Zur Begleitung will ich Dir zwanzig meiner Leute zu Pferde mitgeben, deren Aufzug Dir keine Schande machen soll. Aber die einzige Bedingung mache ich Dir, das Du Deinem Vater nichts von Deiner Heirath, nichts von mir und nichts von unserm Aufenthalte erzählest. Es ist genug, wenn

Du ihn durch Deinen Besuch und die Versicherung, daß Du glücklich bist, über Dein Schicksal beruhigest." Prinz Achmed versprach ihr das, und nahm Abschied von ihr. Man brachte ihm ein prächtig geschirrtes Roß, das an edler Gestalt und leichter kräftiger Bewegung seines Gleichen auf Erden nicht hatte. Achmed bestieg es mit königlichem Anstande, grüßte noch einmal seine Gemahlin und sprengte davon. Vor der eisernen Pforte schloßen sich zwanzig wohlberittene und reichgekleidete Diener an ihn an, die ihn nach seines Vaters Hauptstadt begleiteten.

Den alten Sultan hatte indessen der Kummer um seinen verlorenen Sohn sehr gebeugt, und es schien, als sey ihm alle Lebensfreudigkeit mit ihm verschwunden. Er sprach oft davon mit seinem Großwessier, und dieser suchte ihn mit herzlicher Theilnahme zu trösten und aufzurichten. Er hatte auf allerlei Mittel gesonnen, wie er dem bekümmerten Vater einige Nachricht über das Schicksal seines Sohnes verschaffen könnte; aber alle Versuche waren fruchtlos geblieben.

Da kam er eines Tages wieder zu den Sultan, und erzählte Vieles von den wundervollen Thaten einer Zauberin, die sich in der Königsstadt aufhielt, und machte ihm den Vorschlag, diese kommen zu lassen, und durch sie des Prinzen Schicksal zu erforschen. Der Sultan war den Vorschlag zufrieden, und die Zauberin wurde auf der Stelle gerufen.

„Ich habe viel Rühmliches von Deiner Kunst gehört," redete sie der Sultan an, „und wende mich darum mit Vertrauen an Dich. Bist Du im Stande, mir über das Leben oder den Tod meines Sohnes Achmed gewisse Nachricht zu verschaffen? Und darf ich hoffen, ihn je wieder zu sehen."

Die Zauberin bat sich zur Beantwortung dieser Fragen eine Nacht Bedenkzeit aus, und versprach, am nächsten Morgen dem Sultan ihre Erfahrung darüber mitzutheilen. Sie kam auch am andern Morgen schon in der Frühe, und brachte ihm die erfreuliche Nachricht, daß der Prinz gewiß noch am Leben sey; allein den Ort seines Aufenthaltes hatte sie nicht erforschen können. Obgleich ihn diese Nachricht nicht über das Schicksal seines Sohnes beruhigte, mußte sich der Sultan doch damit begnügen.

Wenige Tage nach diesem Vorgange saß der Sultan wieder traurig an einem Fenster seines Palastes und schauete, in Gedanken nur mit seinem Sohne Achmed beschäftigt, in die Straßen seiner Hauptstadt hinab. Da weckte ihn auf einmal ein tosender Lärm, der aus der Hauptstraße zu ihm herauf schallte, aus seinen trüben Gedanken. Aufmerksam hinblickend, erkannte er einen königlich geschmückten Ritter mit zahlreichem Gefolge, der, von einem großen Haufen des jubelnden Volkes begleitet, nach dem Palaste heran ritt. Näher und näher kam der Zug, und lauter und lauter erscholl der Freudenruf der begleitenden Menge. Wohl glaubte er den Na-

men seines verlornen Sohnes unter dem Gewühle der Stimmen heraus zu hören; er traute aber seinen Ohren nicht, und blieb sitzen. Da scholl abermal und zu deutlich der Ruf unter dem ersten Thore des Vorhofes an seinem Palaste: „Es lebe Prinz Achmed!“ und indem der königlich geschmückte Ritter in den Vorhof herein ritt, erkannte ihn der Sultan. Mit dem Freudenschrei: „Mein Sohn! mein Sohn!“ sprang er auf, und mit jugendlicher Geschwindigkeit eilte er die Stufen hinab, und stürzte sich in die Arme seines ihm in der untern Halle entgegen eilenden Sohnes.

Die Freude dieses Wiedersehens war unbeschreiblich. „Gelobet sey Gott,“ rief der Vater, „daß ich meinen geliebtesten Sohn wieder sehe. Wie vielen Kummer hat mir deine Abwesenheit gemacht! Gott sey Dank, daß alle meine Furcht vergebens war! Du lebst, Du bist gesund, Du bist wieder bei mir! Aller Schmerz ist vergessen!“

Nach der ersten, alle Neugier unterdrückenden Freude des Wiedersehens erzählte Achmed, wie er an jenem Tage noch einmal ausgegangen sey, seinen Pfeil zu suchen, wie er unwillkührlich bis an das ferne Felsengebirge gekommen, wie er dort seinen Pfeil gefunden habe. „Ich konnte,“ fuhr er fort, „leicht begreifen, daß meine Kraft so wenig, als die Kraft des Bogens zureichte, den Pfeil so weit zu schnellen, und ich sah wohl ein, daß diese Begebenheit ein Geheimniß enthalten mußte, das für mein Schick-

sal entscheidend seyn konnte. Ich ging weiter, und das Geheimniß klärte sich auf. Ich lebe im Glück, wie kein Sterblicher ausser mir, und nichts hat bisher mein großes Glück getrübt, als die Sehnsucht nach Euch, mein theurer Vater, und der Wunsch, Euch über mein Schicksal zu beruhigen. Weiter darf ich Euch von dem Geheimnisse meines Glückes nichts sagen; indessen bitte ich Euch um die Erlaubniß, Euch von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen."

„Dein Besuch," antwortete der Sultan, „wird jedesmal mein Herz erfreuen; ja ich wünschte sogar, Du könntest ganz bei mir bleiben. Kann das aber nicht seyn, so sage mir wenigstens, wo ich Nachricht von Dir erhalten, oder Dich rufen lassen kann, wenn Du einmal lange nicht kommst und Deine Gegenwart doch etwa nothwendig seyn sollte."

„Eben das ist ein Theil meines Geheimnisses," sprach Achmed. „Indessen seyd versichert, mein lieber Vater, daß ich Euch von nun an eher zu oft, als zu selten besuchen werde."

Damit begnügte sich endlich der Sultan. Drei Tage blieb Achmed am Hofe seines Vaters, und nahm Theil an den Lustbarkeiten, die ihm zu Ehren angeordnet wurden. Am vierten Morgen kehrte er zu seiner Gemahlin zurück, die sich über seine baldige Rückkunft von Herzen erfreute.

Zehntes Kapitel.

Prinz Achmed lebte schon wieder einen Monat bei seiner Gemahlin in freundlicher Eintracht und Liebe, als sie ihn eines Tages selbst an den Besuch bei seinem Vater erinnerte. „Es scheint, Du habest Deinen Vater schon vergessen!" setzte sie hinzu. „Das nicht!" antwortete Achmed, „ich wollte Dich nur nicht so bald wieder durch neue Bitten beunruhigen." Da sprach sie: Wenn Du immer so bald wiederkehrest, darfst Du ihn jeden Monat besuchen. Ich will Dir Dein Gefolge morgen frühe schon bereit halten."

Als Achmed am nächsten Morgen auf seinem muthigen Rosse durch die eiserne Pforte hinaus sprengte, hielt auch schon sein Gefolge dort, und es war dießmal viel stattlicher und prächtiger, als das erste Mal. Er wurde von seinem Vater wieder mit derselben Freude empfangen. — So setzte er seine Besuche von Monat zu Monat fort. Immer wurden Freudenfeste bei seiner Ankunft gefeiert; immer kehrte er am vierten Morgen zurück; aber immer war auch seine Kleidung noch reicher und prächtiger, immer sein Gefolge zahlreicher und glänzender.

An dem Hofe des Sultans lebten aber einige seiner Rathgeber, die sich besonders dienstfertig bei ihrem Herrn bezeugen wollten, um sich seine größere Gunst zu erwerben. Diese machten ihn aufmerksam auf das zahlreiche Gefolge und den

immer prachtvollern Aufzug seines Sohnes. „Der Prinz," fügten sie dazu, „hat doch sonst die Pracht nicht so sehr geliebt, und nun, da er keine bestimmten Güter und Einkünfte hat, übertrifft er an Kostbarkeit seines Aufzuges alle Könige der Erde. Er muß doch seine Ursachen dazu haben. Wenn er nur das Volk nicht durch seinen Glanz zu blenden sucht, um dann seinen Vater vom Throne zu stürzen."

Der Sultan verlachte sie anfänglich wegen ihrer Aengstlichkeit, und glaubte, er könne von der Treue seines Sohnes schon um deßwillen überzeugt seyn, weil er ihn nie Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben habe. Die ängstlichen Rathgeber erinnerten ihn aber an seine Entscheidung in dem Wettstreite um die Prinzessin Nurunnihar, und machten ihren Argwohn so wahrscheinlich, daß dem sonst so gutmüthigen Sultan selbst einige Zweifel an der Treue seines Sohnes in der Seele aufstiegen, obgleich er ihnen das nicht eingestand.

Als sie aber von ihm gegangen waren, ließ er ohne Wissen seines Großwessirs die Zauberin zu sich rufen. „Deine Nachricht von dem Leben meines Sohnes," sprach er zu ihr, „hat sich bestätigt. Er besucht mich nun jeden Monat, allein seinen Wohnort kann ich nicht erforschen, obgleich er nicht sehr ferne von hier seyn kann; denn alle Geschirre und Kleider seines Gefolges sind immer so neu, als sey alles an demselben Morgen erst neu gekauft worden." Er erzählte ihr nun, was ihm Achmed von seinem Pfeile

gesagt hatte, und daß er ihn dicht an dem Felsengebirge gefunden habe, und bat sie all' ihre Kunst aufzubieten, um den Wohnort Achmeds und seine Verhältnisse auszuspüren.

Die Zauberin war von sehr neidischer Gemüthsart. Sie hatte schon längst den Prinzen immer mit großer Mißgunst angesehen, seit er in solchem königlichen Glanze jeden Monat in die Hauptstadt einzog. Auch war sie voller Bosheit darüber, daß sie sein Geheimniß nicht hatte ergründen können. Sie ergriff darum die Gelegenheit, den Argwohn des Sultans noch mehr zu entzünden, und stellte sich, als wisse sie bestimmt von einem schändlichen Plane und der Absicht des Prinzen auf das Leben und den Thron des Sultans. Sie versprach, das Ihrige zu thun, und entfernte sich, nachdem sie erfahren hatte, daß Achmed eben zum Besuch am Hofe sey, und morgen wieder zurückgehen werde.

Sie versteckte sich in der Nähe des Felsengebirges in gerader Linie von der Reitbahn, wo sie vermuthete, daß Achmeds Pfeil niedergefallen seyn könnte. Am nächsten Morgen kam Achmed mit seinem Gefolge. Sie sah ihn in das nächste Felsenthal reiten, und ging ihm nach. Der Prinz und sein Gefolge war aber schon verschwunden, als sie hinein kam. Sie glaubte, er sey hinter einer Krümmung des Thales verborgen, und ging hindurch. Bald stand sie aber am Ende. Steile Felsenwände, überhängende Felsenstücke verstatteten ihr nicht weiter zu kommen, und die eiserne Pforte war ihr nicht sichtbar; denn Pari-

Bann verstand die Kunst, sie so zu verbergen, daß sie nur denjenigen sichtbar war, deren Besuch ihr Freude machte. Da dachte sie sich gleich, der Prinz müsse in eine unterirrdische Wohnung der Genien geritten seyn.

Sie eilte nach der Stadt zurück, erzählte dem Sultan, was sie gesehen hatte, und versprach ihm, mit der Zeit Alles zu erforschen, und ihm zu seiner Sicherheit die besten Rathschläge zu geben. Der Sultan schenkte ihr für ihre Entdeckung einen kostbaren Diamant, und versprach ihr in der Folge noch ansehnlichere Geschenke.

Eilftes Kapitel.

Da der Prinz immer auf denselben Monatstag wieder kam, ging die Zauberin des Abends vorher, als er wieder erwartet wurde, zu den Felsen hinaus, und legte sich in das felsige Thal, wo sie ihn hatte verschwinden sehen. Der Prinz erschien am andern Morgen aus der Pforte. Der Zauberin dünkte es aber, er reite hinter einer Krümmung des Thales hervor. Um sein Mitleid zu erwecken, stellte sie sich krank, ächzte und winselte und stützte sich das Haupt. Der Prinz ritt auch gleich zu ihr, und fragte sie, was ihr fehle, und wie er ihr helfen könne.

„Ach, gnädiger Herr!“ antwortete die listige Zauberin mit schwacher Stimme, „ich bin sterbenskrank am Fieber. Ich wollte nach der

Stadt, aber da hat mich die Mattigkeit hier überfallen, daß ich nicht weiter konnte. Ich muß nun hier meinen Tod erwarten; denn wer kann mir helfen, wo ich weit und breit kein Obdach finde?" Sie weinte und jammerte hierauf so kläglich, daß Achmed von Mitleid ganz gerührt zu ihr sprach: „Weint nicht gute Frau, ich habe hier ganz nahe ein Haus. Steht nur auf, und laßt Euch von einem meiner Leute hinten auf's Pferd nehmen, so will ich Euch hinbringen und sorgen, daß Ihr gepflegt werdet."

Die Zauberin mußte sich Gewalt anthun, um ihre Freude über das Gelingen ihrer List zu verbergen. Sie dankte dem Prinzen, that, als wenn sie aufstehen wollte, aber zu schwach dazu wäre, und ließ sich von den Begleitern Achmeds auf ein Pferd heben. Der Prinz wandte sein Roß und sprengte durch die eiserne Pforte hinein, die Ritter folgten ihm etwas langsam mit der verstellten Kranken nach.

Da Prinz Achmed so bald zurückkam, fürchtete Pari-Banu, es möchte ihm ein Unglück zugestoßen seyn, und eilte sogleich aus dem Palaste herunter, wo sie ihn noch mit der verstellten kranken Zauberin beschäftigt fand, die er eben mit vieler Sorgfalt von dem Pferde herabheben ließ. „Liebe Gemahlin," sprach er zu Pari-Banu, „ich bringe Dir hier eine Frau, die unserer Hülfe bedarf. Ich glaube, Dich nicht erst darum bitten zu müssen, ihr beizustehen; denn Dein gutes Herz hilft ja gerne, wo Hülfe Noth thut." Pari-Banu ließ die Zau-

berin sogleich in den Palast bringen; aber indem sie ihr nachging, sprach sie zu dem Prinzen: „Dein mitleidiges Herz verdient Lob; allein ich fürchte, hier verdienen wir schlechten Dank. Diese Frau stellt sich nur so krank, um Dir zu schaden. Doch ich will die Rathschläge Deiner Feinde schon vereiteln."

Den Prinzen befremdete diese Rede. Er konnte nicht begreifen, wer seine Feinde seyn sollten, da er doch mit Wissen Niemand beleidigt hatte. Er ritt darum unbesorgt von dannen, und ward von seinem Vater wieder mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit aufgenommen. Diese Freundlichkeit war aber nicht mehr der Ausdruck seines Herzens, sondern Heuchelei und Falschheit; denn der Umgang mit der boshaften arglistigen Zauberin hatte den Argwohn in seinem Herzen so sehr genährt, daß er fest glaubte, sein Sohn erwarte nur eine günstige Gelegenheit, ihn um's Leben zu bringen, und sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Und dieser Glaube hatte seine vorige Gutmüthigkeit so verkehrt, daß er nun überall Bosheit und Verrath sah, wo er sonst Güte und Treue erkannte. Darum scheuete er sich auch nicht seines Herzens Gedanken zu verrathen, sondern übte gegen Jedermann Heuchelei und Verstellung. Auch in seiner Regierung hatte er sich so geändert, daß ihn seine Unterthanen nur fürchteten und haßten, da sie ihn vorher geliebt und geehrt hatten, wie einen Vater. Der alte Großwessir betrübte sich über diese Verwandlung seines

Herrn so sehr, daß er vor Gram starb, und an seine Stelle kam der ängstliche Rathgeber, der zuerst den Argwohn in des Sultans Herzen geweckt hatte.

Pari-Banu hatte indessen durch ihre Dienerinnen für die Zauberin sorgen lassen. Sie war in ein sehr schönes Zimmer auf ein Ruhebett gebracht worden, dessen Polster mit Atlas überzogen und mit Seide gestickt waren. Die Tücher waren von der feinsten Leinwand und die Decke mit Goldstoff überzogen. Da sich die Zauberin noch immer sehr schwach und krank stellte, ging eine der Dienerinnen weg, und kam bald wieder mit einer Trinkschaale von dem feinsten japanischen Porzellan, die mit klarem Wasser gefüllt war. „Trinkt dieses," sprach sie; das ist Wasser aus dem Löwenbrunnen, und vertreibt alle Arten von Fieber. Ihr werdet dadurch in einer Stunde wieder völlig gesund seyn."

Die Zauberin wollte lange nichts von dem Tranke wissen, und nahm allerlei Ausreden, warum sie nicht trinken könnte. Alle Ausreden wurden ihr aber vernünftig widerlegt, und so mußte sie endlich den Trank annehmen. Sie verschluckte ihn mit verstelltem Widerwillen, und sank dann gleichsam ganz erschöpft auf ihre Polster nieder.

„Wir lassen Euch nun allein," sprachen die Dienerinnen, liegt nur eine Stunde ruhig, so werdet ihr die wohlthätige Wirkung des Wassers aus dem Löwenbrunnen fühlen." Mit diesen Worten gingen sie von ihr.

Gerne wäre die Zauberin nun gleich aufgestanden und fortgeschlichen. Sie fürchtete aber, sich dadurch zu verrathen. Da der Trank erst nach einer Stunde wirksam seyn sollte, stöhnte und ächzte sie noch eine Zeitlang fort.

Als die Dienerinnen herein kamen, saß sie auf ihrem Ruhebette aufrecht. „Das ist ein wahrer Wundertrank!" rief sie, indem sie aufstand. „Führt mich zu eurer Herrin, daß ich ihr für ihre Hülfe danke, und mich von ihr beurlaube, um meinen Weg nach der Stadt fortzusetzen." Sogleich führten sie sie nun durch die prächtigen Zimmer nach dem reichsten Saale des Palastes. Hier saß Pari-Banu auf einem Throne von gediegenem Golde, mit den seltensten Steinen von ungewöhnlicher Größe besetzt. Zu beiden Seiten standen ihre dienenden Genien, alle von der wunderbarsten Schönheit und aufs prächtigste gekleidet.

Die Zauberin ward von dem Glanze so vieler Reichthümer und so großer Schönheit ganz verblendet. Sie mußte sich unwillkührlich zur Erde niederwerfen, und ihre Worte blieben unvernehmbares Stammeln. Da redete sie Pari-Banu folgender Weise an: „Ich freue mich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mich Dir wohlthätig zu bezeigen. Laß Dich nun von meinen Jungfrauen in dem Palaste herum führen und alles zeigen, ehe Du Deine Reise fortsetzest."

Nachdem sie sich noch einmal stumm mit der Stirne zur Erde geneigt hatte, folgte sie den beiden Jungfrauen, die sie durch alle Zimmer

des Palastes führten. Mit lauter Verwunderung betrachtete sie alle die Pracht und die Kostbarkeiten, die sie hier beisammen sah, und rief einmal über das andere Mal, daß in der ganzen Welt gewiß kein Palast mehr zu finden wäre, der diesem gleich käme. Ihre Begleiterinnen versicherten sie aber, daß Pari-Banu in ihrem Reiche noch mehrere solcher Paläste hätte, die an Reichthum und Schönheit mit diesem um den Vorzug wetteiferten. Nachdem sie ihr Alles gezeigt hatten, führten sie sie durch das eiserne Thor in das Felsenthal, und wünschten ihr Glück auf den Weg.

Kaum waren sie aber zurückgegangen, so wandte sich die Zauberin auch schon um und wollte sich den Ausgang merken. Ihr Suchen war aber vergebens; die Pforte war ihr schon wieder unsichtbar. Indessen kehrte sie sehr zufrieden, daß sie so Vieles entdeckt hatte, nach der Stadt zurück, und schlich durch eine heimliche Thür in den Palast des Sultans.

Zwölftes Kapitel.

Mit sehr bedenklicher Miene trat die boshafte Zauberin vor den Sultan. „Nach deinem Gesichte zu urtheilen," sprach dieser, „war deine Reise nicht glücklich." — „Mein königlicher Herr," antwortete sie, „meine Reise war

sehr glücklich; allein meine gemachten Entdeckungen erregen mir sehr große Besorgnisse." Sie erzählte ihm hierauf ihre List, wodurch es ihr gelungen war, in den unterirdischen Palast zu kommen; beschrieb ihm alle die Pracht, die sie gesehen, und die Schönheit der Gemahlin des Prinzen. „Ohne Zweifel ist sie eine Fee," fuhr sie fort, „denn ich habe sie Pari-Banu nennen hören, und das heißt ja Genientochter; auch ist es nicht möglich, daß Menschen in einem Palaste solche unermeßliche Reichthümer zusammenbringen können. Dazu gehört übermenschliche Macht. Auch die unterirdische Wohnung und die Verborgenheit des Eingangs bestätigen meinen Verdacht."

„Durch diese Nachrichten," fiel ihr der Sultan in die Rede, „verschwinden mir aber eher meine früheren Besorgnisse. Achmed genießt ja so als Gemahl einer Fee eine Macht und Reichthümer, gegen welche die Macht aller irdischen Könige unbedeutend erscheint."

„Ich sah es voraus," antwortete die Zauberin, „daß Ihr so denket. Ihr habt noch keine Feen und Genien kennen lernen. Ich aber weiß durch meine Kunst, daß ihr Herz immer nach irdischer Herrschaft trachtet. Sie möchten immer auch über die großen Reiche der Menschen herrschen, und weil sie nach dem Spruche des Schicksals auf keine andere Art dazu gelangen können, so suchen sie die Söhne der Könige an sich zu locken, und gehen Verbindungen mit ihnen ein, um als ihre Gemahlinnen ihre Macht

aus dem Reiche der Genien auch über die Reiche der Menschen auszudehnen." Sie schilderte hierauf dem Sultan die Pari-Banu als die herrschsüchtigste aller Feen, und drohte ihm mit der Vermuthung, daß sie gewiß seinen Sohn Achmed zu dem schwärzesten Verbrechen des Vatermordes verleiten würde, wenn er nicht in Zeiten ihren herrschsüchtigen Absichten vorbeuge.

Die Worte der Zauberin hatten eine so überzeugende Kraft, daß sie dem besten und zutrauensvollsten Menschen ihren schändlichen Verdacht aufzudringen vermochten, wie viel mehr dem Sultan, der durch ihren ansteckenden Umgang schon selbst argwöhnisch und schlecht geworden war. Er ließ sogleich seinen neuen Großwessir und seine Rathgeber kommen, und stellte ihnen die Lage der Sache vor.

Der Großwessir meinte, es sey am klügsten, wenn man den Prinzen, der ja eben an dem Hofe des indischen Sultans gegenwärtig wäre, heimlich ergreifen und in ein tiefes Gefängniß einschließen würde. Die übrigen Rathgeber stimmten diesem Vorschlage bei. Die Zauberin aber machte Einwendungen und sprach: „Gesetzt auch, man könnte den Prinzen in der Stille gefangen nehmen, so geht das doch nicht mit seinem Gefolge an. Alle seine Ritter und Diener sind Genien, und können sich in einem Augenblicke in die kleinsten Insekten verwandeln, oder sich ganz unsichtbar machen und entfliehen. Sie würden sogleich seine Gemahlin von dem Vorfalle benachrichtigen, und die furchtbarste

Rache würde Euch und das ganze Land treffen. Weit besser wäre es, wenn man sich durch den Prinzen allerlei Dinge von der Fee verschaffte, die nur solche Wesen gewähren können. Man müßte immer unmöglichere Dinge fordern, bis man endlich etwas gefunden hätte, was Pari-Banu nicht geben kann oder will. Dann wird sich der Prinz gewiß schämen wiederzukommen, und die Gefahr ist ohne Blutvergießen abgewendet."

Dieser Rath fand Beifall, und der Sultan begehrte, die Zauberin sollte ihm sagen, was er zuerst von seinem Sohne fordern sollte. Sie rieth ihm, ein Zelt zu verlangen, das er zwar in seiner Hand halten könne, das aber doch groß genug seyn müsse, sein ganzes Kriegsheer darunter zu verbergen.

Als die Zauberin und die Rathgeber auseinander gegangen waren, suchte der Sultan seinen Sohn auf. Er setzte sich mit scheinbarer Vertraulichkeit zu ihm, und sprach von mancherlei Dingen. Endlich sagte er: „Du hast mir zwar nur gesagt, daß Du ganz glücklich bist, mein Sohn, und ich habe Dir Dein Geheimniß nicht abdringen wollen; indessen hat mich ein Zufall von Deiner ganzen Lage unterrichtet. Ich billige Deine Verbindung sehr, und wünsche Dir von Herzen Glück. Mit dem besten Willen hätte ich Dich nicht so glücklich machen können; und ich würde Dich beneiden, wenn Du nicht mein Sohn wärest. Nun habe ich aber eine Bitte an Dich, die Du mir gewiß gerne erfüllst. Ich habe nämlich, wie Du Dich wohl erinnern

wirst, eine außerordentliche Freude an ungewöhnlichen Dingen. Da könntest Du mir durch Deine Gemahlin, die ja so mächtig seyn soll, manchmal für meine Sammlung merkwürdiger Seltenheiten etwas verschaffen. So beschäftigt mich schon seit einiger Zeit der Gedanke, daß man die Lager der Kriegsheere ganz anders und wohlfeiler einrichten könnte, wenn man ein einziges Zelt hätte, das für das ganze Heer groß genug wäre. Freilich würde das zu schwer werden, wenn man es auch von dem feinsten Tuch machte. Einer Pari-Banu aber, dächte ich, müßte es ein Leichtes seyn, ein solches Zelt zu machen, das bei aller Größe doch auch so leicht wäre, daß ich es in meiner Hand halten könnte. Thue mir doch den Gefallen und erbitte Dir ein solches zu einem Geschenke für Deinen Vater."

Prinz Achmed war erstaunt, und konnte nicht begreifen, wie sein Vater das Geheimniß seiner Verheirathung mit Pari-Banu erfahren hatte. Seine Forderung machte ihn sehr bestürzt. Doch versprach er ihm, diese Bitte seiner Gemahlin vorzutragen. „Es ist indessen möglich," schloß er, „daß ich dadurch die Erlaubniß verscherze, Euch ferner zu besuchen; denn nur unter der Bedingung, daß Alles ein Geheimniß bleibe, ward es mir vergönnt, Euch wieder zu sehen. Komme ich darum nicht wieder, so sehet es nicht für Gleichgültigkeit oder Nachläßigkeit an, sondern für eine Folge Eures Begehrens."

Dreizehntes Kapitel.

Als der Prinz zu seiner Gemahlin zurückkam, konnte er seinen Unmuth über seines Vaters Verlangen nicht ganz unterdrücken. Pari-Banu sah die Falten auf seiner Stirne, und erkundigte sich nach der Ursache. Sein Läugnen half nichts; sie drang so lange in ihn, bis er ihr erzählte, daß sein Vater doch um das Geheimniß seiner Verheirathung wisse. „Zürne nur mir nicht darum," fuhr er fort, „denn ich kann Dir bei meinem Leben versichern, daß ich das tiefste Stillschweigen darüber beobachtet habe."

„Ich weiß sehr gut," erwiederte Pari Banu, „wie Dein Vater diese Nachricht erfahren hat. Du selbst hast die arglistige Zauberin aus Mitleid hierher gebracht, weil Du sie wirklich für eine Kranke ansahst. Ihre Krankheit war aber Verstellung; denn sie eilte sehr schnell wieder weg, um den Sultan zu erzählen, was sie entdeckt hatte. — Doch, lieber Freund, laß Dich das nicht kümmern. Du siehst, daß mich die Entdeckung unsers Geheimnisses nicht beunruhigt; warum wolltest Du darum nicht auch diese Falten von der Stirne scheuchen?"

Da gestand ihr aber der Prinz, daß er sich nur darum betrübte, weil ihn sein Vater nöthige, ihr durch eine Bitte beschwerlich zu werden, und erzählte ihr, daß er ein Zelt von ihr

begehre, das groß genug sey, ein ganzes Kriegsheer in sich aufzunehmen, und doch leicht genug, um es bequem in einer Hand zu halten.

Pari-Banu antwortete lächelnd: „Dein Vorsatz, mir nie durch eine Bitte beschwerlich zu werden, ist mir zwar ein sehr erfreuliches Zeichen Deiner uneigennützigen Liebe. Indessen ist es mir leid, daß Dich eine solche Kleinigkeit, wie diese Forderung Deines Vaters, so sehr bekümmern konnte. Du wirst doch nicht etwa glauben, daß sie meine Macht übersteige?“

Ehe ihr Prinz Achmed noch geantwortet hatte, rief sie mit lauter Stimme: „Nurgihan! Nurgihan!“ und alsbald erschien Nurgihan, ihre Schatzmeisterin. „Bringe mir doch sogleich das größte Zelt aus meiner Schatzkammer!“ befahl ihr Pari-Banu. Nurgihan ging, und kam sogleich wieder. In ihrer Hand hielt sie aber eine, künstlich aus gelbem Holz gemachte, Zitrone, überreichte sie ihrer Gebieterin, und verschwand wieder.

Pari-Banu bot ihrem Gemahl die Zitrone dar, und sprach: Hier, mein Lieber, nimm diese künstliche Zitrone, und öffne sie. Durch einen Druck Deines Fingers an die Spitze springt die Kapsel von selbst auf, und innen wirst Du finden, was Du für Deinen Vater begehrtest.“ Staunend sah Prinz Achmed seine Gemahlin an, als wollte er sie fragen, ob es auch ernstlich gemeint sey. Da lachte Pari-Banu recht herzlich, und rief ihre Schatzmeisterin Nurgihan wieder herein. „Da nimm das Zelt, und

laß es unten aufspannen," sprach sie, „damit mein Gemahl sich überzeugen kann, daß es so groß ist, als er es verlangte."

Nurgihan ging sogleich aus dem Palaste, und Pari-Banu führte den Prinzen auf einen großen freien Platz hinter den Gärten des Schlosses, wo das Zelt eben aufgespannt wurde. Achmed erstaunte, als sich immer eine Falte des feinen Gewebes um die andere entwickelte, und als es nun völlig aufgespannt war, fand er es so groß, daß er seiner Gemahlin gestehen mußte, zwei solche Kriegsheere, wie sie sein Vater habe, würden dieses ungeheure Zelt kaum ausfüllen.

„Auch dafür ist gesorgt," sprach die Prinzessin, „daß die Größe nicht etwa zur Unbequemlichkeit werde; denn es wird immer nach dem Umfange des Heeres von selbst größer oder kleiner."

Als es nun wieder abgenommen wurde, schrumpfte es unter den Händen der Diener sichtbar zusammen, bis es zuletzt einer derselben zusammengeballt in seiner Hand hielt und der Schatzmeisterin überreichte, die es ohne Mühe wieder in die Kapsel legte und sodann die Zitrone dem Prinzen übergab.

Vierzehntes Kapitel.

Gleich am nächsten Morgen eilte der Prinz mit seiner Begleitung zu seinem Vater, und

überreichte ihm die Kapsel mit dem Zelte. Der Sultan nahm ihm die Zitrone ganz gleichgültig ab, denn er hielt sie für ein unnützes Spielzeug. Sein Erstaunen war aber unbeschreiblich, als der Prinz das ungeheure Zelt auf der Reitbahn ausspannen ließ. Er dankte ihm für dieses kostbare Geschenk, und befahl, es in seiner Schatzkammer sorgfältig aufzubewahren.

Der Sultan hatte sich aber schon wieder voraus mit der Zauberin verabredet, und von ihr erfahren, was er nun begehren sollte. Darum sprach er zu seinem Sohne, als am Abend die Großen des Hofes um ihn versammelt waren: „Da es Dir so leicht war, mein Sohn, mir durch Deine Gemahlin das herrliche Zelt zu verschaffen, so hoffe ich mit Zuversicht auf die Erfüllung einer zweiten Bitte. Ich habe nämlich gehört, daß Deine Gemahlin mit dem Wasser aus dem Löwenbrunnen die gefährlichsten Fieber zu heilen versteht. Darum wünschte ich sehr, eine Flasche voll von diesem wunderthätigen Wasser zu besitzen, um sie neben dem Wunderapfel als ein schönes Heilmittel aufzubewahren. Ich glaube wohl, daß es einige Schwierigkeiten haben mag, sich dieses Wasser zu verschaffen. Indessen kenne ich Deine Liebe zu mir, und weiß, daß Dir so viel an meinem Leben gelegen ist, daß Du Dich gewiß durch keine Gefahr abschrecken läßt, mir diesen Wunsch zu erfüllen."

Prinz Achmed konnte seinen Unmuth über diese Forderung kaum unterdrücken. Doch sprach

er: „Ich gestehe, ich wünschte, daß mir mein Vater nichts auferlegen möchte, wozu ich den Beistand meiner Gemahlin bedarf, weil eine allzugroße Ungenügsamkeit doch endlich ihren Unwillen zu unserm größten Nachtheile reizen könnte.“

Als er am andern Tage zu seiner Gemahlin zurückgekommen war, trug er ihr die zweite Bitte seines Vaters vor, fügte aber hinzu: „Ich habe meinem Vater die Erfüllung dieses Wunsches nicht versprochen, und es hängt ganz von Dir ab, ihn zu erfüllen, oder ihn unerfüllt zu lassen. Dein Wille ist auch der meine.“

Eine sanfte Röthe überflog das Gesicht seiner Gemahlin, und Prinz Achmed fürchtete schon, er möchte sie durch sein wiederholtes Begehren unwillig gemacht haben. Sie benahm ihm aber seinen Irrthum. „Nein, nein!“ sprach sie, „über Dich bin ich nicht unwillig, aber die Bosheit Deiner Feinde empört mich. Die schändliche Zauberin und Dein eigner Vater suchen Deinen Tod. Sie wissen, daß sich der Löwenbrunnen mitten im Hofe einer großen Burg befindet, deren Eingang von vier starken Löwen bewacht wird. Abwechselnd wachen immer zwei von ihnen, während die andern schlaffen, und wer sich dem Eingange nahet, wird von ihnen zerrissen. Auf diese Art wollen sie Dich verderben, darum sollst Du Deinem Vater von dem wunderwirkenden Wasser holen. Es ist dreifach schändlich, daß sie Deine kind-

liche Liebe zum Fallstricke nehmen, der Dich in's Verderben bringen soll Aber Geduld! ich will ihre boshaften Anschläge schon vereiteln."

Sie saß während dieses Gespräches gerade an ihrem Nährahme, woran sie gearbeitet hatte, als Achmed zu ihr eintrat. Jetzt ergriff sie ein Knauel Zwirn, und reichte es ihrem Gemahl. „Nimm das," sprach sie, „und laß Dir zwei Pferde geben. Auf dem einen reitest Du, auf das andere nimmst Du einen in vier Stücke zerhauenen Hammel. Auch mußt Du eine Flasche bei Dir haben, die mit einem drei Klafter langen Seil versehen ist. Wenn Du aus der eisernen Pforte kommst, die den Eingang zu diesem unterirdischen Schlosse verbirgt, so werfe nur das Zwirnknaul vor Dir hin; es wird Dir den Weg zur Löwenburg zeigen. Kommst Du an die Pforte, so werden die zwei wachenden Löwen durch ihr fürchterliches Gebrülle die schlafenden Löwen erwecken, und alle viere werden mit Wuth auf Dich losstürzen. Da mußt Du jedem schnell ein Viertheil des Hammels vorwerfen. Sie werden gierig darüber herfallen, und Dir so viel Zeit lassen, die Flasche an dem Seile in den Löwenbrunen hinabzulassen, und, wenn sie gefüllt ist, zu entfliehen."

Der Prinz ließ sogleich einen Hammel schlachten, ihn viertheilen und ein Pferd damit beladen. Dann nahm er eine mit einem Seile versehene silberne Flasche, und bestieg sein Pferd. Als er durch die eiserne Pforte hinausritt, warf er das Knauel vor sich hin. Es

fing an zu rollen, und rollte fort und fort, und Achmed ritt ihm nach. Zuletzt rollte das Knauel durch ein enges Felsenthal aufwärts, und führte ihn endlich über eine Zugbrücke in die vordern Ringmauern der Löwenburg. Kaum nahte er sich dem Thore, so erblickten ihn die beiden wachenden Löwen, und erhoben mit weit aufgerissenen Rachen ein fürchterliches Gebrülle. Die beiden schlafenden Löwen erwachten und nun stellten sich alle vier unter das Thor, und erwarteten mit gefletschten Zähnen und blutgierigen Blicken seine Ankunft.

Muthig ritt Achmed aber näher, und als eben einer der Löwen auf sein Pferd zustürzen wollte, warf er ihm ein Viertel des Hammels entgegen. Der Löwe fing es mit den Zähnen auf, und wandte sich brummend seitwärts, um es zu verzehren. Eben so machte es Achmed auch mit den andern Löwen, und als sie nun alle gierig ihren Fraß zerfleischten, sprengte er schnell durch das Thor, ließ von seinem Pferde aus die silberne Flasche an dem Seile in den Brunnen hinab, und sobald sie gefüllt war, sprengte er davon. Die Löwen zermalmten eben die Knochen des vorgeworfenen Fleisches, als er an ihnen vorüberritt, und schnurrten auf ähnliche Weise, wie die Katzen, wenn man sie im Fressen stört.

Als er die Zugbrücke und die äußersten Ringmauern der Burg schon eine gute Strecke hinter sich hatte, sah er zurück, und bemerkte zu seiner Verwunderung zwei der Löwen, die

ihm nachtrabten. Da zog er den Säbel, um sich zur Wehre zu setzen. Aber die Löwen blieben stehen, wedelten mit den Schweifen, und geberdeten sich ganz wie folgsame Hunde. Da ritt Achmed ruhig weiter, und als er nach einer Weile zurück sah, folgten ihm die Löwen immer in einiger Entfernung nach; sobald er aber zurück sah, blieben sie stehen, und warteten, bis er wieder weiter ritt.

So erreichte er die Hauptstadt seines Vaters, und die Löwen folgten ihm bis an die Pforte des Palastes. Sobald er aber durch dieselbe eingeritten war, kehrten sie um und rannten nach der Burg zurück. Wer sie auf den Straßen der Stadt und draußen auf dem Wege sah, wich ihnen mit großem Entsetzen aus; allein sie verfolgten ihren geraden Weg, und thaten keinem Menschen etwas zu Leide.

Prinz Achmed stieg sogleich von seinem Pferde, und ließ sich zu seinem Vater führen. Dieser saß mit den Großen des Reiches in seinem Thronsaale, und war erstaunt, seinen Sohn so bald wieder zu sehen, noch mehr aber, als dieser sich dem Throne näherte, und die gefüllte Flasche auf die Stufen stellte. „Was ist das?" fragte er. „Es ist," antwortete der Prinz, „Wasser aus dem Löwenbrunnen, welches mein Vater von mir begehrt hat. Möge er sich aber einer so dauerhaften Gesundheit erfreuen, daß er dieses Wassers recht lange nicht bedarf."

„Wie?" rief der Sultan, „Du hast selbst das Wasser aus dem Löwenbrunnen geschöpft, und bist noch am Leben?" Er hatte durch die Zauberin wohl erfahren, welche Gefahren demjenigen drohten, der sich in das Innere der Löwenburg wagte. Achmed erzählte ihm aber unbefangen, auf welche Art es ihm durch die Rathschläge seiner Gemahlin gelungen war. Mit scheinbarer Freude hörte der Vater diese Erzählung an; in seinem Herzen aber wüthete der Neid. Er ging bald unter einem schicklichen Vorwande aus dem Thronsaale, und ließ sich die Zauberin rufen.

Die Zauberin hatte schon von der Rückkunft des Prinzen gehört, und reizte den Neid und den Haß des Sultans noch mehr auf. Zuletzt sagte sie ihm aber, was er nun fordern sollte, und versicherte ihm dabei, daß der Prinz dießmal gewiß der Gefahr unterliegen müßte, mit welcher die Erfüllung dieses dritten Wunsches verbunden wäre.

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Sultan am Abende seinen Sohn Achmed wieder sah, sprach er: „Du hast mich durch Dein Geschenk sehr glücklich gemacht, mein Sohn! allein nun habe ich doch noch einen Wunsch, durch dessen Erfüllung Du mich ganz

glücklich machen könntest. Ich sehe wohl, daß ich Dir durch meine Wünsche lästig werde; indessen soll dieser gewiß der letzte seyn. Und durch die Macht und den Rath Deiner Gemahlin kannst Du ihn gewiß eben so leicht erfüllen, als die beiden ersten. Ich habe nämlich in meiner Jugend von einem possirlichen Kerlchen gehört, das nur anderthalb Fuß hoch seyn und einen dreißig Fuß langen Bart haben soll. Außerdem soll es eine fünfhundert Pfund schwere eiserne Keule auf der Schulter tragen, die es so leicht schwingt, wie ein dünnes Stäbchen. Es soll zwar wenig sprechen, aber eine Stimme haben, von der die Wände erbeben. Dieses Kerlchen sollst Du mir bringen."

„Ihr scherzet wohl," sprach Achmed. „Habt Ihr schon in Eurer Jugend von diesem Zwerge sprechen hören, so ist er jetzt wohl schon gestorben. Ich bezweifle aber, daß er jemals gelebt hat, und glaube eher, daß ihr Euch seiner vielleicht aus einem Mährchen erinnert." Der Sultan versicherte ihn aber hoch und theuer, der Zwerg lebe noch, und seine Gemahlin werde gewiß wissen, wo er ihn finden könne.

Mißvergnügt kehrte Prinz Achmed am andern Tage zu seinem unterirdischen Palast zurück. Seine Gemahlin sah ihm den Unmuth sogleich an, und fragte ihn, was ihn wieder so verdrießlich mache. „Ach," erwiederte er, „mein Vater ist unersättlich in seiner Begierde nach dem Wunderbaren. Nun verlangt er von mir einen Zwerg anderthalb Schuh groß, mit

einem dreißig Fuß langen Barte, und einer Keule von Eisen, die fünf Zentner schwer ist, und die er doch mit solcher Leichtigkeit schwingen soll, als sey sie ein kleines Stäbchen. Dabei soll er zwar wenig reden, aber eine Stimme haben, von welcher die Wände erbeben. Ich kann mir gar nicht denken," fuhr er fort, „daß ein so mißgeschaffnes Kerlchen zu finden ist, und mein Vater will wahrscheinlich sehen ob ich so einfältig bin, mich nach einem solchen Un-dinge umzusehen. Wenn es aber wirklich ein solches Wesen gibt, so will er mich sicher durch dasselbe verderben. Denn schwingt der Bursche eine so schwere Keule mit solcher Leichtigkeit, so ist kein Mensch im Stande, ihn zu zwingen."

Da lachte aber Pari-Banu laut auf, und rief: „Lieber Freund, sey nur ruhig. Der Zwerg, welchen Dein Vater verlangt, ist wirklich zu finden, und ich werde Dir ihn gleich herbei rufen, denn er ist mein Bruder Schaibar. Nur mußt Du mir versprechen, nicht über ihn zu lachen, oder ihn sonst zu beleidigen; denn sonst ist er nur mit Deinem Blute zu versöhnen. Uebrigens ist er ein ehrlicher Bursche, der mir recht gerne einen Gefallen thut, ob er gleich nicht viel Wesens davon macht. — Aber ich warne Dich nochmals, lache nicht und beleidige mir ihn nicht, aber fürchte Dich auch nicht vor ihm."

Sie nahm bei diesen Worten ein goldnes Kästchen aus einem Schranke, bestellte sich bei einer Dienerin ein Rauchfaß mit glühenden Koh-

len und ging unter die Pforte des Schlosses. Die Dienerin brachte ein goldenes Rauchfaß, und Pari-Banu streute aus ihrem Kästchen etwas Rauchwerk darauf. Da erhob sich schnell ein schwarzer Rauch, der sich mit seltenem Wohlgeruche über die ganze Gegend verbreitete.

Als sich der Dampf ein wenig verlor, sprach Pari-Banu zu dem Prinzen: „Sieh', dort kommt mein Bruder, aber nochmals beschwöre ich Dich bei Deinem Leben und bei unserm Glücke, beleidige mir ihn weder durch Spott, noch durch Furcht." „Es ist genug," antwortete Achmed, „daß ich weiß, daß es Dein Bruder ist. So werde ich ihn, als meinen nahen Verwandten, mit Hochachtung und Ehrfurcht betrachten."

Indessen schritt Schaibar mit raschen Schritten näher. Er war ganz, wie ihn der Sultan verlangt hatte: nicht höher, als anderthalb Schuh; sein Bart stand ihm dick und dreißig Fuß lang voraus; sein starker Schnurrbart zog ihm bis an die Ohren, und bedeckte ihm beinahe das ganze Gesicht; tief in dem dicken Kopfe lagen ihm ein Paar kleine Schweinsaugen auf dem Kopfe trug er eine spitze Kappe, und dabei hatte er einen Höcker auf dem Rücken und einen auf der Brust. Auf der Schulter trug er die eiserne Keule. Achmed mußte sich in der That zusammen nehmen, um ihn ohne Grauen anzusehen.

Schaibar sah ihn mit funkelnden Augen an, und fragte seine Schwester mit einer Stimme,

von der der Palast erbebte: „Was ist das für ein Mensch?" „Das ist Prinz Achmed," antwortete Pari-Banu, „mein Gemahl." — „Wie? Gemahl?" fragte er wieder. „War ich auf der Hochzeit?" — „Ich habe Dich nicht geladen, lieber Bruder," antwortete Pari-Banu, weil Du damals in einer wichtigen Unternehmung abwesend warst, worin ich Dich nicht stören wollte. Jetzt wünsche ich Dir Glück, da ich weiß, daß Du kürzlich siegreich davon zurückgekehrt bist."

„Danke!" brummte Schaibar. „Sonst nichts?" „O ja!" sprach sie, „ich habe Dich meines Gemahls wegen gerufen." — „Braucht er mich?" fragte er. „Will ihm gerne helfen! Was ist's!"

Pari-Banu erzählte ihm nun, daß Achmeds Vater ihn zu sehen wünsche, und Schaibar wollte auf der Stelle zu ihm gehen. Die Schwester stellte ihm aber vor, daß es für ihren Gemahl zu spät am Tage sey, und lud ihn ein, die Nacht über bei ihnen zu bleiben, weil sie ihm vorher auch noch mancherlei von dem Sultan und seiner Hofhaltung zu sagen habe. Schaibar nahm diese Einladung gerne an, und seine Schwester erzählte ihm Alles, was er wissen mußte. Am nächsten Morgen machte er sich frühe auf, und begleitete den Prinzen nach der Hauptstadt des Sultans.

Sechzehntes Kapitel.

Als sie an das Stadtthor kamen, liefen die Wachen mit Entsetzen vor dem Anblicke des unförmlichen Zwerges mit dem fürchterlichen Barte von dannen. In den Straßen flüchteten sich die Vorübergehenden in die nächsten Häuser und Buden; und wenn es Jemand wagte, über die Ungestalt zu lachen, so schwang Schaibar zähneknirschend seine Keule, und schleuderte sie auf den Spötter, daß er zerschmettert niederstürzte. — So naheten sie sich dem Palaste, und der Schrecken ging vor dem kleinen Männlein her. Die Pförtner und Trabanten warfen schnell die eisernen Thorflügel zu und entflohen. Aber Schaibar schleuderte seine eiserne Keule mit solcher Gewalt auf die Mitte des Thores, daß die Thorflügel aus ihren Angeln fuhren. Sie gingen durch die Vorhöfe hindurch, die Stufen des Palastes hinan, und traten in den Thronsaal ein.

Der Sultan gab eben Audienz auf seinem Throne. Schaibar erhob das Haupt, daß sein langer Bart dem Sultan unter der Nase herum wischte. „Da bin ich!" fuhr er ihn mit furchtbarer Stimme an. „Was willst Du nun von mir?" Der Sultan konnte aber vor Schrecken nicht antworten. Er hielt sich die linke Hand vor die Augen, und mit der rechten wollte er sich Schaibars Bart aus dem Gesichte wegschie-

ben. „Bewillkommst Du mich so?“ fragte Schaibar ganz ungestüm. „Rede! warum? Du hast mich doch rufen lassen?“

Der Sultan antwortete mit Zagen: „Ich kann Dich nicht ansehen! Deine abscheuliche Mißgestalt — —.“ — „Was?“ schrie Schaibar, und zugleich warf er seine Keule nach ihm, daß er mit zerschmettertem Schädel vom Throne herab sank. „Mein Vater! mein Vater!“ rief Achmed bestürzt, und wandte sich dann zu Schaibar: „Was hast Du gethan?“ — „Er hat's verdient!“ antwortete dieser. „Sein Herz war Dir nicht zugethan mit väterlicher Treue, hat sich durch boshafte Menschen von Dir wenden lassen. Ich kenne sie aber Alle, und will auch Gericht über sie halten.“ Nun wandte er sich zum Großwessir, und schlug ihn mit seiner Keule nieder. Das ist Dein Lohn für den boshaften Argwohn,“ sprach er dabei, „den Du gegen Achmed in des Königs Herzen erwecktest.“

Die übrigen Großen des Hofs erzitterten, und zogen sich bleich und stumm in den äußersten Winkel des Thronsaales zurück. Schaibar fuhr sie aber mit schrecklicher Stimme an: „Ihr habt alle auch Theil, seyd mir aber zu gering und mittelmäßig, um mich lange mit euch aufzuhalten. Aber euere saubere Helfershelferin schaft mir her, die boshafte Zauberin.“

Die Zauberin wurde sogleich geholt, und erschien bleich und zitternd. „Warum zitterst Du so?“ fuhr er sie an. „Ich habe das Fieber!“

sprach sie mit schwacher Stimme. „Das Fieber!“ fragte er spottend. „So? schon wieder das Fieber? Meine Schwester Pari-Banu hat Dir's schon einmal vertrieben; wart', Schaibar kann's auch vertreiben.“ Mit diesen Worten fuhr ihr seine Keule an die Stirne, daß sie todt niederstürzte.

Achmed warf sich nun aber ganz bestürzt vor Schaibar nieder, und bat: „Lieber Schwager, laß es genug seyn! räche mich nicht so blutig!“ — „Nicht genug!“ rief aber Schaibar. „Die ganze Stadt soll zerschmettert werden, wenn die Einwohner nicht auf der Stelle Dich, meinen Schwager, als Sultan erkennen. Hört ihr's dort in der Ecke, ihr furchtsamen Memmen.“

Da erhoben zumal alle Höflinge ihre Stimmen, und riefen: „Es lebe Achmed, unser Sultan!“ Einige eilten hinaus, und riefen diese Worte vom Balkon nach dem Schloßhofe hinab. Dort hatte sich aber nach und nach eine neugierige Menge zusammen gedrängt, und wie aus Einem Munde wiederhallte ihr Ruf: „Es lebe Achmed, unser Sultan!“ Und dieser Ruf verbreitete sich schnell mit der Nachricht von Allem, was im Palaste vorgegangen war, durch die ganze Stadt.

Schaibar hatte seinen Schwager indessen mit dem Schmuck der indischen Sultane bekleiden lassen, und ihm die Krone auf das Haupt gesetzt. Während ihm die ersten Diener des Staates huldigten, entfernte sich Schaibar,

und kehrte in wenigen Augenblicken mit seiner Schwester Pari-Banu zurück. Sie zog auf einem ganz goldenen Wagen ein, der von sechs Paaren weißer Greife gezogen wurde, die sie selbst mit leichten hellblauen seidenen Bändern lenkte. Das Volk jubelte ihr entgegen, und erkannte sie mit Freuden für seine Sultanin.

Indem aber so alles Volk zur Huldigung zusammen strömte, sah Achmed auch seinen Bruder Ali und die Prinzessin Nurunnihar unter der Menge. Sogleich eilte er mit seiner Gemahlin auf sie zu, und Schaibar folgte ihnen. Das Volk wich, theils aus Ehrerbietung, theils aus Furcht vor Schaibar, auf die Seite. Achmed begrüßte seinen Bruder mit herzlicher Liebe, und stellte ihn seiner Gemahlin vor, die ihn und Nurunnihar aufs freundlichste willkommen hieß. „Der ist gut geblieben!" murmelte Schaibar. „Ja, er war immer mein treuer Bruder!" sprach Achmed, und schenkte ihm eine der schönsten Provinzen seines Reiches mit einer beträchtlichen Hauptstadt, die er mit Nurunnihar bewohnen sollte.

„Jetzt habe ich noch eine Bitte an Dich!" sprach er zu Schaibar, und als dieser sich bereit erklärte, bat er ihn, er sollte seinen ältesten Bruder Hussaim nun auch aufsuchen, und ihm auch eine Provinz von dem indischen Reiche zum Eigenthum anweisen. Schaibar stand in der nächsten Minute schon bei dem Prinzen, der noch immer in seiner Einsamkeit lebte, und machte ihn mit Allem bekannt, was sich indes-

sen am Hofe begeben. Zuletzt bot er ihm eine Provinz des Reiches und die Hauptstadt derselben zu seinem Eigenthume an. Hussaim bat ihn aber, er möchte seinen Bruder von seiner herzlichen Liebe und Ergebenheit überzeugen, und ihm für sein brüderliches Anerbieten danken. „Meine Einsamkeit," schloß er, „und meine fromme Lebensweise ist mir so lieb geworden, daß ich mich unmöglich davon trennen kann."

Achmed und Pari-Banu regierten lange und glücklich. Im höchsten menschlichen Lebensalter starb erst Achmed, und hinterließ einem Enkel seines Bruders Ali das weite indische Reich; denn er selbst hatte bei allem Glücke doch nie die Freude genossen, einen Sohn zu besitzen, dem er sein Glück hinterlassen konnte.

Als Achmed aber todt war, verschwand auch Pari-Banu wieder von der Erde. Es wollen Einige gesehen haben, wie sie, in schwarze Trauerschleier gehüllt, auf einem Wagen von schwarzem Ebenholze, mit zwölf schwarzen Greifen bespannt, aus der Pforte des Palastes gefahren und draußen in den Lüften verschwunden sey.

Die Geschichte
der
Prinzen Amgiad und Assad.

I.
Der Schein trügt.

Amgiad und Assad waren die Söhne Kamaralzamans, des Königs der Ebenholzinsel. Ihr Vater hatte sie von denselben Lehrern in den Wissenschaften, von denselben Meistern in den Leibesübungen unterrichten lassen, daher verband sie außer der treuesten Bruderliebe auch die innigste Freundschaft.

Als sie die Jahre erreichten, da sie als königliche Prinzen jeder seine eigene Hofhaltung erhalten sollten, konnten sie sich zu einer solchen Trennung nicht entschließen und baten ihren Vater, er möchte sie doch beisammen wohnen und leben lassen, wie sie bisher gepflegt. Gerne bewilligte ihnen Kamaralzaman diesen Wunsch, und da sie ein Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren erreicht hatten, gab er ihnen, so oft er auf die Jagd ging, den Auftrag, in seinem Namen den Rathsversammlungen beizuwohnen.

Der Großwessir hatte aber schon lange einen unversöhnlichen Haß gegen den König in

seinem Herzen getragen, weil ihm dieser einst eine Ungerechtigkeit strenge verwiesen hatte. Darum suchte er nun eine Gelegenheit, sich an Kamaralzaman zu rächen. Durch Geld und Versprechungen brachte er einen Haufen des niedrigsten Volkes zusammen, der bereit war, ihm den guten König vom Throne stürzen zu helfen. Er hoffte, die beiden Prinzen würden gerne Theil an der Verschwörung nehmen, wenn er ihnen verspräche, daß einer von ihnen oder beide gemeinschaftlich des Vaters Thron besteigen sollte, wenn dieser gestürzt wäre. In dieser Hoffnung versprach er seinen Mitverschwornen, Amgiad und Assad würden sich an ihre Spitze stellen und des Vaters Thron mit Gewalt an sich reißen, so bald sich eine schickliche Gelegenheit darböte.

Als nun Kamaralzaman einst in ein entferntes Revier auf die Jagd auszog, erhielten die beiden Prinzen jeder ein Schreiben von dem Großwessir, worin er ihnen meldete, es werde eine Verschwörung gegen ihren Vater ausbrechen; das Volk wünsche, sie auf dem Thron zu erheben und hoffe, sie würden sich nicht nur diesem Wunsch nicht wiedersetzen, sondern sich auch an die Spitze der Verschwornen stellen, um durch ihr Ansehen selbst diejenigen abzuschrekken, die ihrem Vater etwa noch anhingen; wenn sie sich aber gar der Verschwörung widersetzen wollten, so sey dieses ein vergebliches Bemühen, indem schon die Leibwache gewonnen sey und sie dann mit ihrem Vater zugleich Land und Leben verlieren würden.

Kaum hatten sie diese Zeilen durchlesen, als sie auch schon im Schloßhofe viele Stimmen erschallen hörten und den Ruf: „Es lebe Amgiad und Assad!" deutlich unterscheiden konnten.

Entrüstet über diese schändliche Treulosigkeit liefen beide mit bloßem Säbel hinab und eilten gegen den Palast ihres Vaters, um dort die Leibwache noch zur Pflicht zurück zu bringen. Das von dem Großwesir gedungene Gesindel aber drängte sich ihnen nach und mit lautem Jubel rief es ununterbrochen fort! „Es lebe Amgiad und Assad!"

Der König Kamaralzaman hatte aber auf seinem Jagdzuge zufällig zwei Verschworne behorcht, die von ihrem Geheimnisse mit einander redeten und sich dabei auch erzählten, daß Amgiad und Assad sich an die Spitze der Unzufriedenen stellen würden. Darum war er schnell mit seinem Gefolge wieder umgekehrt und war eben zurückgekommen, als seine beiden Prinzen von dem lärmenden Haufen verfolgt in den Hof seines Palastes stürzten. Schnell hatte sich aber die treue Leibwache um den König gesammelt.

Da der Großwessir dieß sah, merkte er wohl daß die Verschworenen dem Könige nicht überlegen wären, und trat darum sogleich an die Seite deßselben. „Mein Herr," sprach er, „erlaubt mir, die Rebellen zu strafen; gebt mir Eure Leibwache!"

„Liefre mir die Aufwiegler lebendig oder todt!" sprach Kamaralzaman, und der Großwessir eilte ihnen an der Spitze der Leibgarde entgegen. Da

glaubten die Prinzen, der Großwessir habe wirklich auch diese zur Untreue gegen den König verführt; die Verschwornen aber, die ihn bei dem Könige gesehen hatten und wußten, daß die Leibwache nicht mitverschworen war, sahen, daß er treulos an ihnen geworden und riefen darum zugleich mit den Prinzen: „Verräther! Verräther! nieder mit dem Treulosen.“

Mit diesem Ausrufe fiel der Großwessir, von Amgiads und Assads Säbel zugleich getroffen, todt zur Erde. Zugleich aber umringten einige von der Leibwache die Prinzen, die übrigen verfolgten und zerstreuten die Verschworenen. Anfänglich widersetzten sich die Prinzen; da sie aber sahen, daß die Leibwache ihrem Vater treu geblieben war, ließen sie sich geduldig zu ihm führen. Dieser aber war durch alles, was er gesehen, nur noch fester überzeugt worden, daß seine Söhne Theil an der Verschwörung hätten, und war so ergrimmt darüber, daß er sie mit eigner Hand tödten wollte. Er schwang den Säbel gegen sie und rief: Ha, ihr unnatürlichen Kinder, die Ihr Euch gegen Euern eigenen Vater empört! empfanget den Lohn Eures Verbrechens.“

Indem er aber den tödlichen Streich führen wollte, warf sich ihm Armanos, der alte König, in die Arme und rief: „Laß ab, mein Sohn! beflecke Dein Schwert nicht mit dem Blute Deiner eigenen Kinder. Du bist jetzt in der Hitze. Untersuche ihre Sache bei ruhigerm Blute. Vielleicht sind sie auch nicht so strafbar, als

Du jetzt glaubst; auf jeden Fall aber kannst Du den Vollzug der Strafe einer andern Hand übertragen."

Auch die Söhne wollten sich entschuldigen, allein Kamaralzaman ließ sie nicht zu Worte kommen. „Hier kann keine Täuschung obwalten," rief er, „ich habe selbst von Verschworenen gehört, daß ihr an der Spitze der Unzufriedenen ständet; ich habe euch selbst mit dem Gesindelhaufen gegen meinen Palast heranziehen sehen; habe selbst den Ruf: Es lebe Amgiad und Assad! gehört; habe selbst gesehen, wie ihr meinen Großwessir an der Spitze meiner treuen Leibwache niedergehauen! Uud ihr wollt noch von Unschuld sprechen! Fort mit Euch in's festeste Gefängniß!"

Die Wache gehorchte seinem Befehl. Am Abend ließ er einen Emir zu sich rufen, der Giondar genannt ward, und sich ihm, seit er über die Ebenholzinsel herrschte, allezeit sehr ergeben bewiesen hatte. Diesem erzählte er, wie er die Verschwörung entdeckt, und seine Söhne an der Spitze der Verschworenen habe gefangen nehmen lassen. „So sehr ich sie sonst geliebt habe," fuhr er fort, „so wenig sie mir sonst Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben, so gewiß ist doch ihr Verbrechen. Sie haben ihrem eigenen Vater nach dem Throne und Leben getrachtet, und sind des Todes schuldig. Nimm sie darum sogleich, führe sie vor die Stadt hinaus, wohin Dir's beliebt, und gib ihnen den verdienten Lohn. Zum Beweise

aber, daß Du meinen Auftrag auch ausgeführt hast, bringe mir morgen ihre Kleider zurück."

Giondar ritt die ganze Nacht mit den Prinzen. Als der Tag anbrach, hielt er still, stieg ab, ließ sie ebenfalls absteigen und sagte ihnen, welchen Befehl er von ihrem Vater erhalten habe. „Ich habe Euerm Vater mein Wort geben müssen," sprach er, „seinen grausamen Befehl zu vollziehen, allein es schmerzt mein Herz sehr, daß es dahin mit Euch gekommen ist. Wollte der Himmel, daß ich einen Ausweg fände!"

„Ihr seyd unschuldig!" antworteten die Prinzen, „aber auch wir erleiden den Tod unschuldig. Thut Eure Pflicht und seyd versichert, daß wir Euch von ganzem Herzen verzeihen." Nun umarmten sich die Brüder noch einmal auf's Innigste zum Abschiede. Hierauf hielt der Prinz Assad seinen entblößten Nacken hin und sprach: „Giondar, tödtet mich zuerst, damit ich meinen geliebten Bruder nicht sterben sehe, denn dieß wäre mir schmerzlicher als mein eigener Tod."

„Nein!" rief Amgiad, „nein, Giondar! mich tödtet zuerst! mich!" Giondars Augen floßen über von Thränen bei diesem brüderlichen Streite. Endlich kamen sie überein, sie wollten zusammen sterben. Giondar mußte sie so zusammen binden, daß er Beider Hälse auf einen Streich abhauen konnte.

Als sie so gebunden standen, fragte sie Giondar, ob sie nichts mehr an ihren Vater

zu bestellen hätten. „Sagt ihm," antworteten sie, „daß wir unschuldig gestorben seyen, daß wir ihm aber die Schuld nicht zurechnen. Der Schein war gegen uns!" Giondar versprach es und schwang seinen Säbel. Da ward sein Pferd vor dem Blitze der blanken Klinge plötzlich scheu, riß sich von dem Baume, daran er's gebunden hatte, los, und lief in vollem Galoppe davon.

Vor Schrecken darüber führte er den Streich nicht, zu dem er den Säbel geschwungen hatte. Denn das Pferd und sein Sattel und Zeug waren sehr kostbar. Er warf den Säbel weg und lief dem scheu gewordenen Pferde nach. Dieses rannte bald da, bald dorthin, und verschwand zuletzt in einem Walde. Hier hoffte es Giondar noch leichter zu fangen, und verfolgte es auch weit in den Wald hinein.

Das muthige Roß sprang aber in leichten Sätzen über das niedrige Gebüsche und schwang sich leicht zwischen den Baumstämmen hindurch und wieherte laut dabei auf. Nun lag aber in jener Gegend ein hungriger Löwe verborgen. Dieser hörte das Wiehern des Pferdes und sprang aus dem Gebüsche hervor. Das Pferd war indessen weiter gerannt, darum wandte sich der Löwe gegen den nähern Giondar, und dieser lief, für sein Leben besorgt, flüchtig von dannen und täuschte den verfolgenden Löwen durch manche schnelle Wendung hinter den schüzzenden Stämmen der Bäume des Waldes. Er fühlte aber, daß ihm die Kraft allmälig versa-

gen wollte, und sprach in der Verzweiflung bei sich: „Diese Strafe schickt mir der Himmel gewiß darum, weil die Prinzen unschuldig sind, die ich tödten sollte.“

II.

Zuvor gethan und nachbedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Amgiad und Assad standen indessen noch gebunden an der Stelle, da sie den Todesstreich empfangen sollten. Der weite Ritt und nun die ängstliche Erwartung des Todes erregte Beiden einen brennenden Durst. Wohl rieselte in der Nähe ein frisches Quellenbächlein vorüber, doch wollten sie für die wenigen Augenblicke ihres Lebens ihren Durst lieber bekämpfen, als sich noch einmal losbinden.

Da Giondar aber immer nicht zurückkommen wollte, löste endlich Amgiad die Bande, und sie gingen miteinander hin und tranken. Indem hörten sie das Brüllen des zornigen Löwen und Giondars Angstgeschrei. Denn durch manche Wendung war er auf seiner Flucht dem dießseitigen Ende des Waldes wieder nahe gekommen. „Das ist Giondars Stimme,“ rief Amgiad, „komm, Assad, laß uns ihm zu Hülfe eilen! vielleicht können wir ihn retten!“ Zugleich ergriff er Giondars Säbel, u. lief auf die

Stelle zu, wo sie das Angstgeschrei des verfolgten Emirs hörten. Sein Bruder eilte ihm nach.

Sie kamen in dem Augenblicke in dem Wald, als der Löwe den armen Giondar eben erreicht und zu Boden gerissen hatte. Mit geschwungenem Säbel eilte Amgiad auf ihn zu; da ließ aber der Löwe seine Beute los und wandte sich mit zornglühenden Augen gegen den Prinzen. Dieser aber führte so gewand und so kräftig einen Streich auf ihn, daß er ihm die Hirnschale in der Mitte spaltete, wovon der Löwe ohne Zucken todt auf der Erde lag.

Außer der erlittenen Angst hatte Giondar keinen Schaden genommen. Mit dankbarer Rührung fiel er jetzt seinen Rettern vor die Füße. „Prinzen," rief er, „Ihr habt mir das Leben gerettet und Giondar kann nicht undankbar handeln. Geht mit Gott, denn der Himmel hat mir durch diese Begebenheit deutlich Eure Unschuld bewiesen."

Amgiad und Assad aber wollten ihm begreiflich machen, daß dieser geleistete Dienst ihn nicht abhalten dürfe, den Befehl des Königs zu vollziehen. Sie halfen ihm erst sein Pferd wieder einfangen, das nun ruhig im Walde grasete, und gingen dann mit ihm an die Stelle zurück wo sie den Tod erleiden wollten. Giondar hörte aber auf keine Vorstellung. „Mag es immerhin Euer Vater befohlen haben," sprach er, „so soll man Gott doch mehr

gehorchen als den Menschen. Ihr selbst habt mich in Erwartung des Todesstreiches versichert, daß Ihr unschuldig sterbet und der Himmel hat mir Eure Unschuld durch diese Begebenheit mit dem Löwen bestätigt. Ich vergieße nicht unschuldiges Blut. Gebt mir eure Kleider daß ich sie als ein Zeichen Eures Todes dem Könige bringe; nehmt von meinen Kleidern dafür, was ich Euch mittheilen kann und geht in die weite Welt. Der Himmel sey mit Euch, wie er bisher mit Euch war.

Sie mußten dem alten Giondar nachgeben. Er nahm ihre Kleider und gab ihnen die seinigen, womit sie sich zur Noth bekleideten. Hierauf reichte er ihnen, was er an Gold und Kleinodien bei sich trug und trennte sich von ihnen mit Thränen und Segenswünschen. Darauf ritt er an die Stelle, wo der getödtete Löwe lag, benetzte dort die Kleider mit dem Blute desselben und kehrte nun nach der Hauptstadt der Ebenholzinsel zurück.

Nachdem er sich umgekleidet hatte, brachte er dem Könige die Kleider der Prinzen. „Wie benahmen sie sich bei der Hinrichtung?“ fragte Kamaralzaman. „Mein König,“ antwortete Giondar, „Eure Söhne starben mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, mit demüthiger Ergebung und Unterwerfung in den Willen Gottes und in Euern Befehl. Ich soll Euch in ihrem Namen versichern, daß sie unschuldig gestorben seyen, Euch aber ihren Tod nicht zurechneten, weil der Schein gegen sie gewesen.“

Gerührt von dieser Erzählung betrachtete der König die blutigen Kleider seiner Söhne. Zufällig griff er in Amgiads Tasche und fand einen Brief darin. Er zog ihn heraus und las ihn. Es war der Brief des verrätherischen Großwessirs, der seinen Lohn schon durch die Schwertstreiche seiner Söhne empfangen hatte. Mit gespannter Neugier griff er nun auch in Assads Tasche und fand auch in dieser einen Brief von der Hand des Großwessirs, der ihm die Unschuld seiner Söhne ganz deutlich bezeugte.

Mit Entsetzen sah er nun, wie grausam er gegen seine Söhne gehandelt hatte. „Ha!" rief er, „unschuldig! unschuldig habe ich Euch meiner Rache geopfert!" Er schlug sich an die Stirne, er stieß sich den Kopf an die Marmorwände seines Saales und rief: „Grausamer Vater! Unmensch, der du deine eigenen unschuldigen Kinder ermordet hast." Erschöpft sank er in Ohnmacht, und erwachte zu neuen Vorwürfen.

Der weise Giondar sah dieß Alles mit an, und schwieg. Er hätte wohl den Schmerz des bekümmerten Vaters durch die Nachricht lindern können, daß seine Söhne noch lebten. Allein er dachte bei sich: „Es ist billig, daß der König für seine Uebereilung nun büße, damit er sich in der Folge hüte, einen Beklagten zu verdammen, ehe er seine Verantwortung gehört; daß er sich hüten lerne, nach dem Scheine zu richten."

Erst nach mehreren Monaten erzählte Gion-

dar dem tief betrübten Könige, was ihn bewogen habe, seinen grausamen Befehl gegen die Prinzen nicht zu vollziehen. Mit Freude hörte Kamaralzaman diese Nachricht. Sogleich schickte er nach allen Gegenden seines Reiches, nach allen benachbarten Reichen Boten aus, seine Söhne wieder zu suchen und zurückzuführen. Doch alle seine Nachforschungen waren vergeblich; die Prinzen schienen von der Erde verschwunden.

III.

Oft nagt im schönsten Apfel doch ein Wurm.

Amgiad und Assad hatten indessen die große Einöde durchwandert, und alle bewohnten Gegenden vermieden. Sie lebten von Wurzeln, wildwachsenden Beeren und Früchten, und stillten ihren Durst oft mit dem faulen Regenwasser, das sich in Pfützen gesammelt hatte. Nach einem Monate waren sie an den Fuß eines fürchterlichen Gebirges gekommen, das aus schwarzen Felsen bestand, die nur hier und da mit dürrem grauen Moose bewachsen waren. Steil und hoch war eine Felswand über die andere aufgethürmt, zwischen den Felswänden klafften tiefe schauerliche Spalten hinein; wilde Bergwasser hatten sich hier und da Rinnen in die Felsen gespühlt, und rauschten gleich großen Riesenschlangen in

denselben herab; andere fielen von Felsen auf Felsen herab und zerstäubten zu Nebelwolken. Kein Weg, kein Fußpfad führte das schwarze Felsengebirg hinan.

Sie gingen an seinem Fuße hin, um einen Weg zu suchen, und fanden endlich einen Pfad der ihnen aber so gefährlich dünkte, daß sie nicht den Muth hatten, ihn zu betreten. Fünf Tage gingen sie immer weiter und weiter, einen bequemen Pfad suchend, und immer steiler und wilder schienen die Felsen übereinander gethürmt. Sie gingen zu dem ersten Pfade zurück, und faßten endlich den Muth, hinan zu klettern.

Je weiter sie kamen, je schroffer schien ihnen der Pfad. Oft führte er auf scharfen Felsenkanten hin, und war dabei so schmal, daß sie kaum den Fuß setzen konnten! oft war er so steil und glatt, daß sie mit jedem Schritte wieder zurück zu gleiten fürchteten. Gerne wären sie wieder zurückgekehrt, doch schien es ihnen gefährlicher, hinab zu steigen, als den begonnenen Weg fortzusetzen. Oft mußten sie ruhen; wenn sie wieder neue Kräfte gesammelt hatten, stiegen sie wieder weiter. Brüderlich richtete sich einer nach der Kraft und dem Bedürfnisse des andern.

Wenn sie die Nacht überfiel, und beide von der Anstrengung erschöpft waren, ruheten sie auf der schmalen Oberfläche eines Felsen. Einer mußte aber wachen, damit der andere sich im Schlafe nicht umkehrte, und in die Tiefe hinab stürzte. Als Assad einige Stunden geschlafen hatte, wachte er bei seinem Bruder Amgiad.

Mit der ersten Morgendämmerung setzten sie dann ihre mühselige Wanderung wieder fort, und erreichten am Abende des dritten Tages endlich die höchste Stelle des Gebirges. Obgleich sie vom Hunger gequält wurden, war doch ihre Ermüdung zu groß, um sich nach Speise umzusehen. Sie schliefen an einer sichern Stelle sehr bald ein.

Amgiad erwachte zuerst, als die Sonne schon aufgegangen war. Der Berg senkte sich auf der andern Seite in sanfter Abdachung hinab, und war mit schönen frischen Bäumen Stauden und Pflanzen auf's Lieblichste und Ueppigste bewachsen. In der Nähe stand ein Granatbaum mit großen Granatäpfeln. Er ging hin, und pflückte sich einen derselben, der ihn sehr erquickte. Bei dem Baume sprudelte eine klare Quelle aus dem Grase hervor; er schöpfte daraus und trank, und fühlte sich neu gestärkt. Auch Assad aß von den Früchten des Granatbaumes, und trank aus der Quelle; allein die Anstrengung der vorhergehenden Tage hatte ihn so erschöpft, daß er drei Tage auf der Höhe des Berges ruhen mußte, ehe er im Stande war, die Wanderung fortzusetzen.

Als sie sich endlich wieder völlig erholt hatten, wanderten die beiden Prinzen fröhlich und rasch jenseits bergab durch lustige Wälder voll herrlicher Fruchtbäume, über duftende Bergwiesen, voll der lieblichsten Blumen. Nach fünf Tagen kamen sie in die Ebene, und entdeckten

endlich zu ihrer großen Freude eine Stadt in der Ferne.

Als sie schon den Gärten der Stadt nahe waren, machte Amgiad seinem Bruder den Vorschlag, sie wollten nicht zugleich in die Stadt eingehen, sondern zuerst sollte sich Einer hineinbegeben, sich nach dem Namen und den Sitten der Stadt und des Landes zu erkundigen, und ihnen anständige Kleider und etwas Speise zu kaufen. Assad war mit diesem Vorschlage einverstanden. Aber Jeder wollte zuerst hineingehen, und Jeder fürchtete, es möchte seinem Bruder in der fremden Stadt eine Gefahr drohen.

Endlich mußte Amgiad nachgeben. Assad nahm von ihrem Gelde, was er nöthig zu haben glaubte, und ging in die Stadt, während sein Bruder unter den Bäumen zurückblieb.

Kaum war Prinz Assad durch das Thor eingegangen, so begegnete ihm ein wohlgekleideter Greis, der ein Rohr in der Hand trug. Sein Ansehen war ehrwürdig, und Assad hielt ihn für einen Ehrenmann, der ihn nicht hintergehen würde. Er bat ihn, er möchte ihm den Weg nach dem Markte zeigen.

Der Greis sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an, und fragte ihn: „Mein Sohn, Du bist wohl ein Fremdling in unserer Stadt?“ Assad bejahte, und der Greis bewillkommte ihn, und sagte: es sey eine Ehre für seine Stadt, daß ein so artiger Jüngling sie eines Besuches werth achte. Er fragte ihn hierauf,

was er auf dem Markte kaufen wolle. Assad erzählte ihm von seiner langen Reise, und daß sein Bruder vor der Stadt auf ihn warte, bis er ihnen Speise und einige Kleidungsstücke eingekauft habe.

„Ei," sprach der Greis, „da kommst Du ja wie gerufen, und hättest zu Niemand besser kommen können, als zu mir. Ich habe heute für einige Freunde ein großes Gastmahl zurichten lassen. Diese aber wurden durch nothwendige Geschäfte abgehalten, zu mir zu kommen, und da stehen mir nun die trefflichen Speisen zu Hause, und würden verderben. Komm mit und wähle Dir selbst, was Ihr gerne essen möget, und spare Dein Geld. Auf Reisen muß man sparen, wo man kann, daß man immer einen Nothpfennig übrig behalte."

Zugleich versprach er, ihn über die Sitten der Einwohner zu unterrichten, damit er als Fremdling nicht in Gefahr komme, weil viele böse Leute in der Stadt wohnten. Er rühmte dabei sehr seine Ehrlichkeit, gab ihm zu verstehen, daß er große Ehrenstellen bekleide, und führte ihn unter solchen Gesprächen nach seinem Hause. Assad merkte nicht, daß der Greis bei allem Gespräche von seiner großen Ehrlichkeit, doch ganz tückisch und schadenfroh in seinen Bart hinein lachte, und kaum den Augenblick erwarten konnte, da er ihn in sein Haus einführte.

Er brachte ihn in einen großen Saal, in dessen Mitte ein Altar errichtet war, auf wel-

chem ein helles Feuer hoch aufloderte. Vierzig Greise standen im Ringe um das Feuer her, und beteten es an. Assad entsetzte sich bei diesem Anblicke. Er dachte sich gleich, daß ihm die Gefahr drohe, von diesen Feueranbetern ihrem Götzen geopfert zu werden. Er stand wie versteinert.

Der Greis grüßte bei seinem Eintritte die vierzig Greise und sprach: „Fromme Verehrer des Feuers, erhebt Eure Herzen zur Freude. Hier bringe ich endlich einen Muselmann, den wir als ein Opfer mitsenden können, wenn das Schiff nach dem blauen Meere und dem Feuerberge abgeht. Bis dahin will ich ihn in Verwahr nehmen.“ Er rief zugleich einen Sclaven: „Gazban! Gazban! Nimm diesen und führe ihn hinab. Sage auch meinen Töchtern Bostane und Kawame, sie sollten ihm täglich eine wohlgepfefferte Prügelsuppe geben, und Morgens und Abends ein Brod und einen Krug Wasser.“

Der schwarze Sclave trat sogleich zu Assad, gab ihm einen solchen Streich an den Kopf, daß er besinnungslos zur Erde fiel, band ihm die Arme fest, und führte ihn die Treppe hinab, durch verschiedene Thüren in ein stockfinsteres Gemach. Aus diesem brachte er ihn noch zwanzig Stufen tiefer in ein enges dunkles Gefängniß. Hier fesselte er ihn mit einer schweren Kette mit den Füßen an einen ungeheuer großen Stein, und stieg wieder hinauf.

Unterdessen hörte Assad den Greis oben

rufen: „Meine Töchter, Bostane, Kawame! Geht hinab und prügelt den Muselmann, den ich gekapert habe, wie es sich gebührt. Schonet ihn nur nicht, und beweiset, daß ihr gute Feueranbeterinnen seyd."

Sogleich kamen die beiden Töchter des Betrügers mit einem Lichte herab. Sie rißen ihm sein Gewand von den Schultern und dem Rücken herab, und prügelten ihn, bis er ohnmächtig niedersank. Dann gingen sie, und ließen ihm einen Krug mit Wasser und ein kleines Brod zurück. Als Assad sich endlich wieder erholte, und sein Elend überdachte, weinte er heiße Thränen, doch gewährte ihm der Gedanke einigen Trost, daß dieß Unglück doch nur ihn und nicht seinen Bruder Amgiad betroffen habe.

IV.

Ehrlich währt am längsten.

Amgiad saß indessen draußen in dem kühlen Schatten der Bäume, und wartete auf die Rückkunft seines Bruders. Es ward aber Abend und ward Nacht, und Assad kam nicht. Es ward Mitternacht, und Amgiad erwartete ihn mit immer ängstlicherer Sorge; es ward wieder Morgen, und er war noch nicht da. Da machte sich Amgiad endlich auf, und wanderte in die Stadt. Er begegnete mehreren Leuten; da

ihre Kleidung und Tracht verrieth, daß sie keine Muselmänner waren, redete er sie nicht an. Bald sah er aber auch einige Muselmänner, und erkundigte sich bei ihnen nach dem Namen der Stadt. „Sie heißt die Stadt der Magier," antwortete er, „weil sie größtentheils von Magiern und Feueranbetern bewohnt wird." Da Amgiad nie von dieser Stadt hatte reden hören, erkundigte er sich nun, wie weit es nach der Ebenholzinsel sey.

„Wenn man die Reise zur See macht," war die Antwort, „so kommt man in vier Monaten dahin; zu Lande braucht man aber ein ganzes Jahr. Denn die Ebenholzinsel ist, wie Ihr wissen werdet, nur eine Halbinsel. Nahe an der Stelle, wo sie mit dem festen Lande zusammen hängt, zieht sich ein unersteiglich hohes Gebirge sehr weit hin. Dieses muß man ganz umwandern, wenn man hierher kommen will. Ja, könnte man über das Gebirge, so wäre die ganze Reise in etlichen Wochen zurückgelegt." Mit diesen Worten gingen die Muselmänner weiter.

In der nächsten Straße sah Amgiad einen Schneider in seiner Bude. Da es ein Muselmann war, ging er zu ihm hinein, setzte sich zu ihm, und da er in's Gespräch mit ihm kam, erzählte er ihm, wie er um seinen Bruder sehr in Sorgen wäre. „Wenn er einem Magier in die Hände gefallen ist," antwortete der Schneider, „so ist er verloren, und Ihr seht ihn sicher niemals wieder. Ich weiß Euch keinen Rath

zu geben, als daß Ihr Euch nun selbst in Acht nehmt. Bleibt bei mir, ich will Euch von den Listen und Ränken dieser Betrüger unterrichten, damit Ihr Euch hüten könnt, wenn Ihr ausgehet."

Dankbar nahm Amgiad des Schneiders Anerbieten an. Er blieb bei ihm, und ging nie ohne den Schneider aus. Nach einem Monate wagte er's endlich, allein in ein Bad zu gehen. Auf dem Rückwege setzte er sich an dem Ende einer einsamen Gasse vor die geschlossene Thüre eines ziemlich ansehnlichen Hauses, um eine Weile zu ruhen. Da blieb eine vorübergehende Jungfrau bei ihm stehen, hob ihren Schleier auf, und redete ihn an: „Junger Herr, wohnt Ihr hier?" Amgiad war in Gedanken an seinen Bruder gewesen, und um nur schnell eine Antwort zu geben, sagte er, weil er die Frage für sehr gleichgültig hielt: „Ja, das ist mein Haus."

„O so laßt mich doch ein wenig bei Euch eintreten," fuhr die Jungfrau fort, „der Durst plagt mich sehr, und ich denke, daß Euer Haus doch mit Einem Trunke versehen seyn wird." Um sie auf eine gute Art abzuweisen, antwortete er: „Ich bedaure sehr, daß ich Euern Wunsch nicht augenblicklich befriedigen kann. Ihr sehet, daß die Thüre verschlossen ist. Mein Sklave ist in meiner Abwesenheit ausgegangen, um einen Auftrag zu besorgen, und hat den Schlüssel mitgenommen. Wenn er den Auftrag besorgt hat, so soll er erst noch herumgehen,

und das Nöthige zu einer Mahlzeit einkaufen. Ich werde darum selbst noch lange sitzen müssen." Er hoffte, sie werde auf diese Nachricht weiter gehen, um ihren Durst anderswo zu stillen. Doch er betrog sich. Sie setzte sich zu ihm und sagte, sie wolle denn bei ihm warten, bis der Sklave käme. Da sich Amgiad weiter in kein Gespräch mit ihr einließ, ward ihr die Zeit lang, und endlich rief sie: „Das ist ja ein infamer Bursche, Euer Sclave, daß er so lange ausbleibt. Er soll aber nur kommen! Ich will ihn ausbleiben lehren! Es ist übrigens doch unschicklich, daß ich mit einem fremden Jüngling so auf der Straße sitze."

Indem sie so sprach, stand sie auf, nahm einen Stein und schlug, ehe Amgiad es verhindern konnte, das schwache Schloß zusammen, das nach der Art jenes Landes nur von Holz war. Er sprang auf und rief: „Um des Himmels willen, was macht Ihr?" Sie antwortete ihm aber ganz ruhig: „Ei nun, ich habe das hölzerne Schloß zerschlagen. Das Haus gehört ja Euer, und da könnt Ihr Euch sehr leicht wieder ein anderes machen lassen!" Mit diesen Worten ging sie in den Hof ein.

Amgiad blieb zurück. Er schämte sich, ihr zu gestehen, daß er die Unwahrheit geredet, und daß dieß Haus nicht sein gehöre; und doch getraute er sich auch nicht in das fremde Haus einzutreten, da es verschlossen gewesen. Sie wandte sich aber, und rief: „Nun, was zaudert Ihr? Warum kommt Ihr nicht?" Amgiad

sagte, er habe noch einmal nach seinem Sclaven hinausgesehen, und folgte ihr zitternd in den geräumigen, wohlgepflasterten Hof. Aus diesem führten einige Stufen auf einen großen Vorplatz, und durch die gegenüber offenstehende Thür erblickten sie einen Tisch mit herrlichen Speisen besetzt, und einen Schenktisch mit Weinflaschen in einem prächtigen Saale.

Bei diesem Anblick hielt sich Amgiad für verloren. „Was wird der Eigenthümer dieses Hauses sagen," sprach er bei sich, „wenn er kommt und uns in seinem Saale erblickt?" Die Jungfrau aber war von diesen Zurüstungen ganz entzückt. „Ei, seht!" sprach sie zu ihm, „Euer Sclave ist eher zu loben, als zu schelten; seht, wie schön er schon für die Mahlzeit gesorgt hat. Vielleicht ist er nun ausgegangen, Euch Gesellschaft zu laden. Nun bis Eure Gäste kommen, will ich Euch Gesellschaft leisten." Sie setzte sich an den Tisch, und fing an vorzulegen. Da sich Amgiad auf ein Polster fern von dem Tische setzte, weil er sich nicht entschließen konnte, sich ungeladen an den Tisch eines Fremden zu setzen, so nöthigte ihn die Jungfrau, als sey sie die Wirthin und er ihr Gast, bis er sich endlich zu ihr setzte.

Sie aßen. Die Speisen waren alle auf's Beste zubereitet. Die Jungfrau schenkte ein, und trank ihm zu, auch er trank von dem trefflichen Weine. Je mehr er aber über seine Lage nachdachte, desto weniger konnte er sich darein finden, daß er in einem fremden Hause mit

fremdem Gute eine unbekannte Jungfrau bewirthete. Da sich weder der Herr des Hauses noch ein Diener sehen ließ, hatte er schon die Hoffnung, er werde das Haus auch unbemerkt wieder verlassen können, und wollte sich darum, sobald er einen Vorwand dazu gefunden hätte, entfernen.

Indem er auf ein Mittel sann, die Jungfrau allein sitzen zu lassen, sah er einen Mann unter der Thüre stehen, der ihm zwar ernst aber doch freundlich winkte, und auf die Seite trat. Die Jungfrau hatte dieß nicht beobachtet, weil sie mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet saß. Als Amgiad aufstand, fragte sie darum: „Wohin? wohin?“ Amgiad gab vor, er habe nur ein kleines Geschäft, und werde gleich wieder kommen.

Als er hinaus kam, winkte ihm der Mann, er sollte ihm folgen. In einem Seitengemache fragte er ihn, wie er zu der unverhofften Ehre käme, ihn mit einer Jungfrau in seinem Hause zu bewirthen. „Ach Herr,“ antwortete Amgiad, „ich muß Euch sehr strafbar scheinen, allein hört mich an, auf welch' sonderbare Weise ich hier herein kam.“ Er erzählte ihm hierauf den ganzen Vorgang, wie ihn die Jungfrau gleichsam dazu gezwungen hatte; und um ihn ganz zu überzeugen, daß er eines gewaltsamen Einbruchs in ein fremdes Haus nicht fähig wäre, entdeckte er ihm auch, wer er war, und wie er in die Stadt der Magier gekommen war.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

„Gut!" antwortete der Mann, „und damit Ihr ruhig bleiben möget, so wisset, daß ich Bahader heiße, und der Oberstallmeister des Königs der Magier bin. Ich wohne in einem eigenen Palaste, und nur zuweilen lass' ich mir ein Mahl für mich und einige Freunde hierher bringen, wenn ich mich ohne Zwang einmal lustig machen will. Meine Freunde können ein andermal kommen; ich verspreche mir mehr Spaß davon, wenn ich Euch nun Euer Abenteuer ausführen helfe. Ihr habt der Jungfrau gesagt, Euer Sclave sey in einem Auftrag ausgegangen. Geht nun wieder hinein, und wenn ich hernach als Sclave verkleidet komme, so scheltet mich nur recht derb aus, auch schlagen könnt Ihr mich. Ich verspreche mir von dieser Verstellung bei dem lustigen Sinne der Jungfrau eine angenehme Unterhaltung. In der Folge aber hoffe ich Euch wesentlichere Dienste zu leisten."

Amgiad ging frohen Muthes wieder an den Tisch zurück, und schalt auf's Neue, daß sein Sclave so lange ausbliebe. „Ei, was?" rief die Jungfrau. „Wie möget Ihr immer an solche kleine Unannehmlichkeiten denken. Seyd jetzt fröhlich, und kommt der Tagedieb, so haut ihn einmal recht durch, und setzt Euch dann wieder zu Tische, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Man muß nicht so viel an Vergangenes und Zukünftiges denken! Jetzt leben wir! Hier sind treffliche Speisen, hier ist köst-

licher Wein, drum laßt uns schmausen und fröhlich seyn."

Da ihm durch die Höflichkeit des Hausherrn jetzt ein großer Stein vom Herzen genommen war, fing er auch an zu trinken und guter Laune zu werden. Sie lachten und scherzten recht fröhlich, als Bahader in einem Sclavenkleide herein trat. Zitternd und demüthig stellte er sich hin, und erwartete Amgiads Befehle.

„Du Taugenichts!" fuhr ihn Amgiad mit verstelltem Zorne an, „wo bleibst Du so lange? Kannst Du nicht zu rechter Zeit wieder kommen?" Bahader antwortete: „Ach, Herr, ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung. Ich habe Euern Auftrag ausgerichtet, und mich dabei verspätet, weil ich nicht glaubte, daß Ihr so bald wiederkommen würdet."

„Du bist ein nichtswürdiger Geselle!" rief Amgiad. „Warte nur, Du Tagedieb! Hab' ich Dir nicht schon oft gesagt, Du solltest gar nicht glauben und meinen, sondern thun, was ich Dir sage? Ich muß Dir diese Ermahnung nur einmal auf den Rücken schreiben, damit Du sie nicht wieder vergessest." Er nahm einen Stock, und gab ihm etliche Streiche, doch so sanft, daß sie ihm nicht wehe thun konnten. Nun setzte er sich wieder an den Tisch. Die Jungfrau aber war mit dieser Strafe nicht zufrieden; sie ergriff nun auch den Stock, und prügelte den verstellten Sclaven so wacker durch, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Und so sehr ihr auch Amgiad

abwehrte, so hörte sie doch nicht auf, darauf zu schlagen. „Laßt mich nur,“ sprach sie dabei zu Amgiad. „Es ist mir begreiflich, daß Eure Schläge keinen Eindruck auf diesen nichtswürdigen Kerl machen. Wenn Leute solcher Art gründlich gebessert werden sollen, muß die Strafe auch gründlich seyn.“ Amgiad sah sich endlich genöthigt aufzuspringen, und ihr den Stock wegzureißen. Sie setzte sich wieder, und fuhr mit Schimpfworten und Drohungen fort.

Als sie gegessen hatten, deckte Bahader ab, reinigte den Saal, zündete Kerzen an, und setzte sich in einem Nebengemache nieder. Während sich Amgiad mit der Jungfrau durch heitere Gespräche unterhielt, entschlief Bahader, der von den erhaltenen Schlägen ganz erschöft war. Da ihn die Jungfrau aber laut schnarchen hörte, sprang sie auf und rief: „Ach, thut mir doch einen Gefallen, lieber Herr! Nehmt dort den Säbel, und haut Euerm liederlichen Sclaven den Kopf ab.“

Amgiad erschrak über diese grausame Zumuthung der Jungfrau, und wollte sie von dem Gedanken abbringen, denn er sah, daß ihr der Wein zu Kopfe gestiegen war. Sie beharrte aber standhaft darauf, der Sclave müsse sterben, und wenn er ihn nicht umbringe, so wolle sie es thun. Sie lief auch wirklich hin, ergriff den Säbel und eilte in das Nebengemach. Amgiad sprang ihr nach und wußte den guten, gastfreien Bahader nicht anders zu retten, als durch eine grausame List.

„Soll der Sclave sterben," sprach er zu ihr, „so soll er auch von meiner Hand sterben. Gebt mir den Säbel und laßt uns nur still hinschleichen, damit er nicht erwache." Sie gab ihm den Säbel und schlich mit ihm zu Bahader. Amgiad holte zum Streiche aus und sprach: „Seht auch zu ob er fest schläft." Indem sie sich zu ihm niederbeugte führte er den Streich, aber nicht auf Bahader, sondern auf den Hals der Jungfrau. Ihr Kopf fiel auf den Schlafenden und dieser sah bei seinem Erwachen mit Schrecken den Prinzen mit blutigem Säbel vor sich.

Amgiad beruhigte ihn und erzählte ihm, wie er nur auf diese Weise sein Leben gegen die Grausamkeit der berauschten Jungfrau zu schützen im Stande gewesen wäre. „Sie war," setzte er hinzu, „auf jeden Fall ein leichtfertiges Mädchen und viel hat die Welt nicht an ihr verloren." Bahader umarmte den Prinzen, als den Retter seines Lebens mit dankbarer Rührung. „Aber," fuhr er fort, „ehe der Tag anbricht, muß dieser Leichnam verborgen seyn." Amgiad war bereit, ihn wegzutragen, allein Bahader sprach: „Ihr seyd fremd in der Stadt und wißt Euch darum auch nicht so leicht zu helfen. Ich will ihn selbst wegtragen. Allerdings laufe ich dabei Gefahr; doch auf diesen Fall will ich Euch dieses Haus verschreiben. Komme ich vor Tage nicht zurück, so ist dieß ein Zeichen, daß ich der Wache in die Hände

gefallen bin. Dann könnt Ihr ruhig hier wohnen bleiben.“

Er setzte sich sogleich und fertigte den Schenkungsbrief aus. Hierauf steckte er den Leichnam sammt dem Kopfe in einen Sack und trug ihn dem Meere zu. In der letzten Straße begegnete ihm aber der Polizeirichter mit seinen Dienern. Der Sklave mit dem Sacke kam ihm verdächtig vor; er hielt ihn an, und da er ihn nun in der Nähe gar für den Oberstallmeister des Königs erkannte, schien ihm die Verkleidung noch verdächtiger. Er ließ den Sack öffnen und da er den Leichnam darin entdeckte, setzte er ihn gefangen und führte ihn am andern Morgen vor den König.

Als der König aber hörte, daß man ihn mit einem Leichname aufgegriffen hätte, fuhr er ihn zornig an: „Wie? Du ermordest meine Unterthanen um sie zu berauben? und trägst ihre Leichname ins Meer, um Deine Grausamkeit zu verbergen. Fort mit einem solchen Wütherich! man hänge ihn auf.“

Bahader wußte, daß der König keine Widerrede ertrug und ergab sich willig in sein Schicksal. Während der Galgen aufgerichtet ward, ließ der Richter durch die Stadt ausrufen, der Oberstallmeister des Königs werde um eines begangenen Mordes aufgeknüpft werden.

Das Volk strömte von allen Seiten herzu. Als der Richter den unschuldigen Bahader eben zum Galgen führte, drängte sich Amgiad durch

den Haufen des Volkes und rief: „Ich bin der Schuldige! Bahader ist unschuldig! Wenn ein Mensch sterben soll, weil er ein gottloses Weib getödtet hat, so muß ich sterben."

Der Richter verschob die Hinrichtung, und als er den ganzen Zusammenhang der Begebenheit gehört hatte, ging er zu dem Könige und bat sich Verhaltungsbefehle aus. Da ließ der König den Prinzen Amgiad vor sich rufen und dieser erzählte ihm seine Geschichte. Als er geendigt hatte, sprach der König: „Mein Prinz, ich freue mich, Euch kennen zu lernen. Auf diese Weise seyd weder Ihr strafbar noch mein Stallmeister, den ich sogar wegen seines guten Betragens gegen Euch sehr loben muß. Ich setze ihn wieder in sein Amt ein und Euch ernenne ich zu meinem Großwessir. Als solcher mögt Ihr nun Eure ganze Macht anwenden, um Euern verlornen Bruder Assad wieder zu finden."

Amgiad dankte dem Könige mit großer Rührung für seine Gnade. Er nahm sogleich Besitz von seiner Würde und ließ darauf durch öffentliche Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt machen, wer ihm von seinem Bruder Assad Nachricht gäbe, oder wer ihn selbst herbeischaffen könnte, der sollte eine große Belohnung von ihm erhalten. Er sandte allenthalben Kundschafter aus. Doch alle Nachforschungen waren vergeblich.

V.

Wo die Noth am größten,
Ist Hülfe oft am nächsten.

Assad hatte unterdessen täglich von den Töchtern des betrügerischen Greises in dem dunkeln Gefängnisse seine Tracht Schläge bekommen. Jetzt rückte aber das große Opferfest der Feueranbeter heran und das Schiff, welches die Reise nach dem blauen Meere und dem Feuerberge machen sollte, war ausgerüstet. Der Schiffskapitän hieß Behram und war ein eifriger Feueranbeter. Er belud das Schiff mit Waaren. Eine große Kiste war aber nur halb mit Waaren gefüllt; oben hinein ward Assad gelegt und der Deckel, der einige Luftlöcher hatte, nun zugeschlossen. Die Kiste aber stellte man in den untersten Schiffsraum.

Amgiad, der Großwessir hatte indessen erfahren, daß die Magier auf dieses Fest jährlich einen Muselmann auf dem Feuerberge opferten und fürchtete, daß seinen Bruder dieß schreckliche Schicksal betreffen könnte; darum durchsuchte er selbst das Schiff, ehe es absegelte, mit großer Sorgfalt. Allein, daß Assad in einer der mit Waaren gefüllten Kisten liegen könnte, daran dachte er gar nicht. Das Schiff lief aus und als Behram sich auf der offenen See befand, ward Assad aus der Kiste heraus gelassen und mit einer Kette auf dem Verdecke

angefesselt. Denn er fürchtete, der Prinz möchte sich aus Verzweiflung ins Meer stürzen, weil er wußte, daß er geopfert werden sollte.

Sie waren einige Tage mit günstigem Winde gesegelt, als sich plötzlich ein heftiger Sturm erhob. Von der Fahrt verschlagen, wußte weder Behram noch der Steuermann, wo sie wären. Jeden Augenblick fürchteten sie, an Felsen zu scheitern. Der Sturm wuchs mit jedem Augenblicke und als er am heftigsten wüthete, sahen sie Land.

Statt der Freude, die sie bei diesem Anblicke hätte beleben sollen, geriethen sie aber in noch größern Schrecken, als ihnen der Sturm schon eingejagt hatte.

„Jetzt sind wir gänzlich verloren!" rief Behram aus. „Ich erkenne die Gegend; dort ist der Haven und dort die Hauptstadt der Königin Margiane, die alle Feueranbeter so sehr haßt, daß sie keinen Magier in ihrem Lande duldet und kein Schiff der Feueranbeter in ihrem Haven einlaufen läßt." Er berathschlagte sich nun mit dem Steuermann, und endlich kamen sie überein, sie wollten sich für Sklavenhändler ausgeben und vorwenden, sie hätten alle, bis auf den einzigen Assad verkauft. Diesen wollten sie in Sklavenkleider stecken, und wenn ihn die Königin Margiane sehen würde, so wollte Behram vorgeben, er habe ihn für sich zurück behalten, weil er gut lesen und schreiben könne. So glaubten sie, daß die gute Gestalt und das edle Aussehen

Assads sie rühren würde, daß sie ihm die Freiheit werde erkaufen wollen. Dann könnten sie sich die Erlaubniß, in dem Haven zu bleiben, bis bessere Witterung eintrete, als Kaufpreis ausbedingen.

Der Sturm trieb das Schiff indessen in den Hafen. Die Königin Margiane sah es aus ihrem Gartensaale landen und ließ den Kapitän vor sich kommen. Behram erschien mit Assad, der als Sklave gekleidet war. „Wer bist Du?" fragte Margiane. „Ich bin ein Sklavenhändler," antwortete er, „und habe schon alle meine Sklaven verkauft bis auf diesen einzigen, der gut schreiben und lesen kann. Diesen behalte ich selbst zum Schreiber auf meinem Schiffe."

Der edle Anstand, den Assad auch im Sklavenkittel hatte, rührte die Königin zum Mitleid, zumal beklagte sie sein Loos, da sie hörte, daß er ein Muselmann wäre. Sie fragte ihn nach seinem Namen. „Große Königin," antwortete er, „sonst nannte man mich Assad, das bedeutet glückselig, jetzt heiße ich aber Motar, oder Einer, der zum Opfer bestimmt ist." Obgleich Margiane den Sinn dieser Worte nicht ganz faßte, ward sie doch um so aufmerksamer auf Assad, und sprach: „Schreibe mir doch zur Probe einige Zeilen."

Behram hatte ihm alle Materialien zum Schreiben an den Gürtel gehängt. Assad trat einige Augenblicke bei Seite, und schrieb:

„Der vor Euch steht, vom Glück verschlagen,
Darf, seine Noth Euch laut zu klagen,
Vor seines Henkers Ohr nicht wagen.
Vergönnet ihm, durch diese Zeilen
Euch seinen Jammer mitzutheilen.

O, dürft' er sich im Tode retten!
O, könnt' er sich im Meere betten!
Nicht trüg' er diese Sklavenketten.
Nicht Todesschrecken will er meiden;
Noch mehr, als Tod, soll er erleiden.

Zum Feuerberg im blauen Meere,
Wo sich der Magier Altäre
Erheben zu des Feuers Ehre,
Will man, laßt Euch sein Unglück rühren —
Den Gläubigen als Opfer führen!"

Diese Zeilen überreichte er der Königin. Sie durchlas sie mit Aufmerksamkeit, und bewunderte die Schönheit der Schriftzüge eben so sehr, als sie der Inhalt derselben rührte. Sie wandte sich hierauf zu Behram und sprach: „Ich lasse Dir die Wahl, ob Du mir diesen Sklaven schenken oder verkaufen willst.

Behram wollte sich stellen, als sey ihm der Sklave gar nicht feil, um ein desto größeres Lösegeld und die Erlaubniß, im Haven zu bleiben, dafür auszubedingen; er sprach darum trotzig: „Der Sklave ist mein, und bleibt mein, denn ich brauche ihn selbst auf meinem Schiffe." Margiane aber ergriff Assad bei der Hand, und führte ihn mit sich hinaus. Kaum war sie weg, so erschienen einige ihrer Diener, und kündigten dem Schiffskapitän an, wenn er sich

nicht vor der Nacht aus dem Haven entfernte, so werde ihm sein Schiff in Brand gesteckt werden.

Bestürzt über das Mißlingen seines Anschlages ging Behram nach seinem Schiffe zurück, und machte Anstalt, den Haven zu verlassen, obgleich sich der Sturm noch nicht völlig gelegt hatte.

VI.

Wie gewonnen,
So zerronnen.

Indessen war die Königin Margiane mit Assad nach ihrem Palaste zurückgegangen, und hatte das Abendessen bringen lassen. Assad sollte sich zu ihr setzen; er entschuldigte sich aber und sagte, eine solche Ehre gebühre keinen Sklaven. „Darum seyd Ihr auch kein Sklave," antwortete die Königin, „denn in meinem Königreiche dulde ich nicht, daß ein Mensch, dem Viehe gleich, das gekaufte Eigenthum eines andern sey. Ich ehre die Menschheit zu hoch, als daß ich die angeborne Freiheit eines Menschen durch die Willkühr eines andern, vielleicht schlechtern, nur zufällig reichern beschränken möchte. — Setzt Euch, und erzählt mir Eure Geschichte. Denn Euer ganzes Betragen, Eure Schriftprobe und die

Frechheit des Sklavenhändlers verriethen mir, daß Ihr nicht zu dem Stande geboren seyd, in dem ich Euch kennen lernte. Eure Schicksale müssen sehr wunderbar gewesen seyn."

Assad gehorchte ihr. Er setzte sich, und erzählte ihr über Tische die Ursache seiner Flucht aus dem väterlichen Reiche, seine gefahrvolle Wanderung über das Gebirge, den Betrug des Magiers, und wie er nach grausamer Mißhandlung endlich auf das Schiff gebracht worden sey, um auf dem Feuerberge geopfert zu werden.

Margiane hatte ihm aufmerksam zugehört, und rief nun mit Heftigkeit aus: „Immer habe ich diese Feueranbeter verabscheut; aber nun sehe ich, daß ich noch viel zu menschlich gegen sie war. Sie verdienen meinen unversöhnlichen Haß." Im Laufe der Unterhaltung erkannte Margiane Assads edle Denkungsart; sein würdevoller Anstand, seine feine Sitte gefiel ihr, und sie dachte daran, ihn zu ihrem Gemahle und so zum Könige ihres Landes zu erheben; denn ihre Unterthanen und die Großen des Reiches wünschten schon längst, daß sie sich einen Gemahl erwählen möchte, aber bis jetzt hatte sie noch keinen gefunden, den sie ihrer würdig achtete. Sie nahm sich vor, Assads Benehmen nur einige Tage zu beobachten, und ihm dann ihre Gesinnungen zu erkennen zu geben.

Assad hatte so lange von Wasser und Brod leben müssen, und nun legte ihm eine

Königin die besten Leckerbissen ihrer königlichen Tafel vor, und füllte ihm öfters den Becher mit dem feurigsten Weine. Daher kam es, daß es ihm bald zu heiß ward. Er stand auf und ging hinaus, um sich in der Luft ein wenig zu kühlen. Er stieg in den Hof hinab, und da der Garten noch offen stand, trat er hinein. Er durchwanderte verschiedene Gänge, und kam an einen großen Springbrunnen. Der Mond spiegelte sich auf dem gefüllten Becken, und wie Funken glänzte der Schimmer auf den fallenden Perlen des hoch aufsteigenden Wasserstrahles. Assad trat an den Rand des Brunnens, wusch sich die Hände und das Gesicht mit den kühlenden Wellen, und legte sich ruhend auf den Rasen, der mit blühenden Rosen umpflanzt, den Springbrunnen umgab. Bald aber sank er, von dem Plätschern des Brunnens und dem sanften Rauschen der Wogen des wieder ruhig gewordenen Meeres, ermüdet von den Leiden des Tages, in Schlummer. Im Traume umschwebten ihn die Bilder einer heitern Zukunft.

Indessen war Behram noch nicht abgesegelt. Er wollte eben den Haven verlassen, da fiel ihm ein, daß er für eine weitere Fahrt nicht hinlänglich mit Trinkwasser versehen wäre. „Flink, ihr Bursche!“ rief er, „nehmt die leeren Tonnen in die Schaluppe, und fahrt ans Land, um Wasser zu holen.“ — „Wir haben keine Quelle am Ufer gesehen,“ war

die Antwort. „Aber ich habe Wasser genug entdeckt,“ versetzte Behram. „Landet nur dort am Garten, der sich ja bis an das Meer erstreckt. In der Mitte desselben habe ich einen schönen Brunnen gesehen. Ueber die Mauer kommt ihr leicht, sie ist ja so niedrig, daß man mit gleichen Füßen darüber springen kann. Eilt euch nur! eilt euch!“

Die Matrosen gehorchten ihm. Als sie an den Springbrunnen kamen, und Assad erkannten, umringten ihn einige, während die andern ihre Tonnen in aller Stille füllten. Sobald sie fertig waren, steckten sie ihm ein Tuch in den Mund, damit er sie durch sein Geschrei nicht verriethe, trugen ihn in die Schaluppe, und ruderten eilig zu ihrem Schiffe.

„Habt ihr Wasser?“ fragte sie Behram. „Herr,“ antworteten sie, „wir haben Wasser, und haben auch den Sklaven wieder.“ Mit ungestümer Freude erforschte er von ihnen, welches Glück ihnen denselben wieder in die Hände geliefert habe; nnd als er ihn nun auf dem Schiffe hatte, legte er ihn sogleich wieder an die Kette, spannte die Segel auf, und steuerte dem Feuerberge zu.

Da Assad der Königin Margiane aber so sehr lange ausblieb, ließ sie ihn im ganzen Schlosse suchen. Da er nirgend zu finden war, ließ sie Fackeln anzünden, und ging selbst suchend im Schloßhofe umher. Endlich sah sie die Gartenpforte offen; sie ging hinein, man rief Assads Namen durch alle Gänge, aber

von keiner Seite kam eine Antwort. Da man aber an den Brunnen kam, sah man den Rasen rings umher von dem verschütteten Wasser ganz naß und fand einen von Assads Pantoffeln, den er verloren hatte, indem er sich gegen die Matrosen mit Händen und Füßen sträubte.

Dieser Umstand brachte sie auf den Gedanken, daß ihn Behram wohl wieder geraubt haben könne. Sie schickte nach dem Haven und erfuhr dort, daß er mit der Schaluppe am Garten gelandet habe, um frisches Wasser zu füllen. Dieß bestätigte ihre Vermuthung. Sie ließ darum sogleich zehn Schiffe ausrüsten und segelte am andern Morgen mit denselben ab, um das Kaufmannsschiff einzuholen.

Zwei Tage waren sie gesegelt, ohne es zu entdecken. Am dritten Morgen erblickte man es in der Ferne und am Mittage hatten es die zehn Schiffe schon umringt. Behram errieth leicht die Ursache, warum er verfolgt wurde. Hätte er Assad behalten, so würde er dadurch seine Schuld eingestanden haben, ihn zu tödten hielt er auch für bedenklich, da er die Rache der Königin Margiane fürchtete, wenn sie Blutflecken auf dem Schiffe gesehen und daraus seinen Mord entdeckt hätte. Er stürzte ihn darum von dem Verdecke des Schiffes ins Meer.

Die zehn Schiffe der Königin Margiane hatten sich indessen dem Schiffe Behrams so genähert, daß er ganz enge eingeschlossen die

Segel streichen, und sich ergeben mußte. Margiane ging hierauf selbst auf sein Schiff und fragte, wo der geraubte Schreiber wäre. „Ich schwöre Euch," antwortete Behram, „daß er nicht auf meinem Schiffe ist. Ihr werdet meine Unschuld selbst erkennen, lass't nur nachsuchen."

Das ganze Schiff ward nun aufs sorgfältigste durchsucht, und da sich Assad nicht fand, ließ sie den Schiffskapitän und die ganze Schiffsmannschaft in die Schaluppe laden, und in dieser an das nahe Ufer setzen, um ihre Reise nach der Stadt der Magier dort zu Fuße fortzusetzen. Behrams Schiff nahm sie mit der ganzen Ladung an Waaren als eine Beute mit nach ihrer Hauptstadt.

VII.

Kein Unglück ist so groß,
Daß nicht ein Glück damit verbunden wäre.

Assad war nicht untergegangen in dem Meere. Ein geübter Schwimmer, hatte er sich glücklich an das Ufer durchgearbeitet, hatte dort auf den Felsen sein Kleid getrocknet, und war durch unbekannte Einöden bis zur Nacht fortgewandert. Er dankte Gott, daß er zum zweiten Male den Händen der Feueranbeter entronnen war, weinte aber auch mitunter bitterlich über sein Unglück. Denn er wußte nicht,

in welchem Lande er war, noch wohin er sich wenden sollte. Er ruhete die Nacht unter einem Baume, und wanderte, von wilden Früchten und Wurzeln lebend, am andern Morgen wieder weiter.

Zehn Tage war er so durch unbewohnte, menschenleere Gegenden gekommen, als er am letzten Abende endlich eine Stadt erblickte. So groß seine Freude war, doch wieder zu Menschen zu kommen, so groß war auch sein Schreck, als er die Stadt der Magier erkannte. Er konnte sich nicht entschließen, am nämlichen Abende noch hinein zu gehen; denn er wußte, daß um diese Stunde schon alle Buden geschlossen waren, und er um so gewisser einem Feueranbeter hätte begegnen können, da nur sehr wenige Muselmänner darin wohnten. Darum nahm er sich vor, auf dem Begräbnißplatze vor der Stadt zu bleiben, und am andern Morgen, ohne weiter zu fragen, so lange in der Stadt fortzugehen, bis er an die Bude eines Muselmannes käme, oder einem solchen Glaubensgenossen auf der Straße begegnete.

Indem er die prächtigen Grabmäler betrachtete, sah er eines derselben offen stehen. Er ging hinein, und legte sich drinnen zur Ruhe.

An demselben Abende aber kam auch Behram mit seinen Leuten vor der Stadt der Magier an. Das Thor war schon verschlossen, und es war die Sitte, daß es erst am Morgen wieder geöffnet wurde. Darum ging er auch auf den Begräbnißplatz, um sich ein offenes

Grabmal zu suchen, und die Nacht in demselben zu bleiben. Er fand eines und ging hinein. Indem er sich aber niederlegen wollte, sah er, daß schon Jemand mit verhülltem Kopfe schlafend auf der Erde lag.

„Wer ist hier?" rief Assad, von dem Geräusche des Kommenden aufgeweckt. „Haha!" antwortete Behram, „bist Du es? Du, dem ich den Verlust meines Schiffes verdanke? Gut, gut! Wir sind ja alte Bekannte, und werden hoffentlich noch einmal mit einander reisen; so bald freilich nicht! Aber über's Jahr machen wir die Fahrt hoffentlich glücklicher. Unterdessen sollst Du wieder Dein altes Quartier bewohnen, und mit Prügelsuppen traktirt werden."

Er rief sogleich seine Matrosen herein, ließ ihm den Mund verstopfen, und an Armen und Beinen binden. Sobald am andern Morgen das Thor geöffnet ward, trugen sie den unglücklichen Assad wieder zu dem betrügerischen Greise in sein dunkles Gefängniß.

In tiefem Kummer über sein trauriges Schicksal saß er wieder an dem Orte seiner Qual. Da trat auch Bostane mit einem Stocke, einem Brode und einem Wasserkruge wieder zu ihm herein. Schweigend stellte sie den Krug und das Brod ab, und gab ihm seine gemessene Anzahl Streiche über den Rücken. Assad weinte und wehklagte, und bat um Mitleid und Barmherzigkeit. Sein Jammer rührte sie, und die Thränen rannen ihr über die Wangen, als sie ihm sein Gewand wieder über die Schul-

tern hängte. Hierauf fiel sie vor ihm nieder, und bat ihn wegen ihres grausamen Betragens demüthig um Verzeihung. „Bis jetzt," sprach sie, „habe ich meinem Vater gehorchen müssen, aber länger kann ich's nicht erdulden, daß Ihr so grausam behandelt werdet. Von heute sind Eure Leiden vorbei, und ich will suchen, mein Unrecht gegen Euch wieder gut zu machen. Ich verabscheue die Grundsätze der Feueranbeter, seit ich durch eine fromme Sklavin Eurer Religion den wahren Gott und seinen Propheten habe kennen lernen. Gott wird mir auf mein demüthiges Flehen gewiß auch meine Sünde, die ich gegen Euch verübt habe, vergeben, und mir ein Mittel offenbaren, wie ich Euch ganz befreien kann."

Entzückt über die günstige Wendung seines Schicksals, dankte ihr Assad für ihren guten Willen, erzählte ihr, wer er wäre, und wie er in die Stadt der Magier gekommen sey, und bestärkte sie durch fromme Gespräche noch in ihren Vorsätzen. Sie ging mit dem Versprechen, daß sie ihrer Schwester künftig immer zuvor kommen wollte, von ihm, um ihn gegen die Mißhandlungen derselben zu schützen.

Bostane hielt auch ihr Versprechen. Sie wußte ihrer Schwester Kawame immer zuvor zu kommen, und sie durch allerlei List abzuhalten, wenn sie hinabgehen, und Assad seine Tracht Prügel geben wollte. Um sie und den Vater aber zu täuschen, mußte Assad, so oft sie bei ihm war, immer von Zeit zu Zeit laut

aufschreien, damit alle Hausgenossen ihn hörten, und glaubten, er bekomme seine täglichen Schläge.

Statt des Wassers und Brodes brachte sie ihm Wein und wohl zugerichtete Speisen, die ihr ihre muselmännischen Sklavinnen zubereiten mußten. Oft aß sie auch mit ihm, wenn sie es thun konnte, und bot Alles auf, ihm seine unangenehme Gefangenschaft so erträglich zu machen, als möglich.

VIII.

Es wird kein Faden so fein gesponnen,
Er kommt doch endlich ans Licht der Sonne.

So waren etliche Tage vergangen, als Bostane eines Tages vor der Hausthüre stand, und einen öffentlichen Ausrufer hörte, der in der Ferne etwas bekannt machte. Als er näher kam, trat sie hinter die Thüre, um zu hören, was er ausrufe. Er kam vorüber, und ihm folgte der Großwessir des Königs von mehreren Offizieren begleitet.

In kleiner Entfernung von dem Hause blieb er stehen, und rief: „Der allervortrefflichste und erhabenste Großwessir Amgiad sucht seinen geliebten Bruder Assad, und zeigt sich darum jetzt öffentlich allem Volke. An Wuchs und Aussehen ist der Verlorene dem hier Gegen-

wärtigen so ähnlich, daß ihn Jedermann für einen Bruder desselben erkennen muß. Wer ihn bringen, oder Nachricht von ihm geben kann, dem verspricht der erhabene Großwessir eine angemessene Belohnung. Erfährt man aber, daß ihn Jemand in seinem Hause verborgen hält, so soll der Hausvater mit Weib und Kind getödtet, sein Haus aber der Erde gleich gemacht werden."

Bostanens Vater und ihre Schwester Kawame waren gerade ausgegangen. Darum entschloß sie sich kurz, eilte hinab, lösete ihren Gefangenen von seinen Ketten, und führte ihn schnell auf die Straße. „Hier ist er!" rief sie, „hier ist er!"

Amgiad hörte den Ruf, wandte sich, und erkannte sogleich seinen Bruder Assad. Er sprang von seinem Pferde, und lag mit Freudenthränen in seinen Armen. Nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens ließ der Großwessir ein Pferd für seinen Bruder bringen, und führte ihn nach dem Palaste, wo er ihn dem Könige vorstellte. Dieser ernannte ihn sogleich zu seinem Oberstallmeister; denn Bahader war jenen Tagen gestorben.

Bostane war auch in den Palast nachgefolgt, denn sie trauete nicht in dem Hause ihres Vaters zu bleiben. Als der König erfuhr, daß sie sich zum Glauben der Muselmänner bekannte, schickte er sie seiner Gemahlin, und empfahl ihr, sie wohl zu halten.

Das Haus aber, darin Assad so viele Monde

die große Marter ausgestanden, ward noch an demselben Tage niedergerissen. Behram und der betrügerische Greis wurden vor den König geführt. Sie flehten fußfällig und mit Thränen um Gnade. „Ja," sprach der König nach kurzem Besinnen, „ich will das Maaß meiner Langmuth gegen Euch voll machen, und will Euch das Leben schenken, wenn Ihr dem Götzendienste entsagt, und Euch zur Erkenntniß des einzigen wahren Gottes der Muselmänner bekennen wollt."

Sie bekehrten sich, um ihr Leben zu retten; Behrams Bekehrung war auch aufrichtig. Das erkannte Amgiad, und nahm ihn als seinen ersten Diener zu sich in's Haus. Als er hier erfuhr, auf welche Weise Amgiad und Assad ihr Vaterland hatten verlassen müssen, sprach er zu Amgiad: „Herr, wenn Ihr wieder in Euer Vaterland zurückkehren wollt, so will ich ein Schiff ausrüsten, und Euch nach der Hauptstadt Eures Vaters bringen. Sicher hat Euer Vater indessen Eure Unschuld erkannt, und mit Reue seine Uebereilung gebüßt. Mit Freude wird er Euch wieder aufnehmen."

Amgiad und Assad sehnten sich sehr nach ihrer Heimath; sie sprachen mit dem Könige, und so ungern er die beiden edeln Brüder von sich ließ, so konnte er ihnen doch seine Einwilligung nicht versagen. Das Schiff lag bald segelfertig in dem Haven, und Amgiad und Assad gingen zu dem Könige, um ihm für alle erwiesene Huld und Gnade zu danken. Sie

waren schon wieder von dem Könige gegangen, und in dem Schloßhofe, als ihnen der König noch einmal zurückwinkte. „Höret, „sprach er, „es wäre doch auch möglich, daß Euer Vater Kamaralzaman Eure Unschuld noch nicht erkannt hätte, und Euch noch für Empörer hielte; auf diesen Fall müßt Ihr mir versprechen, wieder zu mir zurück zu kehren."

Indem sie ihm dieses Versprechen gaben, hörte man ein großes Getümmel durch die ganze Stadt, und ein Offizier von des Königs Leibwache brachte die Nachricht, es nahe sich ein großes Kriegsheer, Niemand wisse, woher es käme, oder wer es führe. Amgiad, der die Bestürzung des Königs sah, sprach sogleich: „Ich habe zwar meine Würde als Großwessir in die Hände meines Königes wieder zurück gegeben, doch nun fühle ich mich noch zu seinem Dienste verpflichtet, da ihn eine Gefahr bedroht."

Sogleich setzte er sich zu Pferde, und ritt mit einem kleinen Haufen dem heranziehenden Kriegsheere entgegen. Es hatte sich in einiger Entfernung von der Stadt gelagert. Amgiad ritt an die erste Wache, und begehrte, man solle ihn im Namen seines Königes bei dem Führer des Heeres melden. Es dauerte nicht lange, so erschienen zwei hohe Offiziere und luden ihn ein, ihnen in das Feldherrnzelt zu folgen. Amgiad ließ sein Gefolge zurück, und ritt mit ihnen.

Wie erstaunte er aber, als er in das Zelt eintrat, und statt des wilden Kriegers, den er darin vermuthete, eine königlich geschmückte

Jungfrau erblickte. Doch faßte er sich bald, und sprach: „Ich, der Großwessir des mächtigen Königs der Stadt der Magier, bin zu Euch gesandt, Euch zu fragen, ob Ihr als seine Feindin in dieß Land gekommen seyd, und was Euch dazu bewogen?"

Aber auch die Jungfrau war wunderbar überrascht, als Amgiad zu ihr getreten war. „Seyd Ihr Assads Bruder, von dem er mir erzählt hat? fragte sie bestürzt. „Ihr müßt es seyn, denn Ihr seht ihm sehr ähnlich." — „Königliche Herrin!" antwortete Amgiad, „ich habe einen Bruder, der sich Assad nennt." — „Wo ist er? Wo ist mein Assad?" rief sie außer sich vor Freude. „Ich bin die Königin Margiane, die ihn zu sich auf ihren Thron erheben will, und ihn zu suchen bin ich nur gekommen."

Mit großer Freude erzählte ihr nun Amgiad, wie es ihm endlich gelungen wäre, seinen Bruder den Händen der Feueranbeter zu entreißen, und wie ihn der König zu hohen Ehren erhoben habe. Sogleich bestieg Margiane nun ein reich geschmücktes Pferd, und ritt mit ihm in die Stadt. Der König empfing sie mit vieler Hochachtung. Indem sie nun auch der Prinz Assad begrüßte, benachrichtigte man den König, es sey noch ein anderes, weit mächtigeres Heer im Anzuge, das von einer andern Seite her käme. Man sah von dem Palaste aus die Staubwolken, die von dem Heereszuge gen Himmel stiegen.

In seiner Angst wandte sich der König zu Amgiad. „Prinz," sprach er, „was werden

wir machen? Diesem Heere sind wir nicht im Stande zu widerstehen.“ Amgiad bestieg sogleich sein Pferd, und jagte dem heranziehenden Heere entgegen.

Es war Kamaralzaman, der König der Ebenholzinsel, Amgiads und Assads Vater. Er hatte sich mit dem großen Heere aufgemacht, um seine Söhne zu suchen. Mit Freudenthränen schloß er Amgiad in seine Arme, und bat ihm das Unrecht ab, das er ihm durch seinen Verdacht angethan hatte.

Als er nach der Stadt gekommen, von dem Könige der Magier freundlich bewillkommt war, und nun auch seinen Sohn Assad umarmte und um Verzeihung bat, trat die Königin Margiane herzu und sprach: „Mächtiger König der Ebenholzinsel! Ihr hattet zwei Kinder verloren und findet nun drei. Nehmet mich als Eure Tochter an. Denn wenn sich Assad entschließen kann, mir in mein Königreich zu folgen, so will ich ihn zu mir auf den Thron erheben und er soll mein Gemahl werden.“

Mit überraschter Freude willigte Assad ein, und Kamaralzaman ertheilte ihnen seinen väterlichen Segen. Amgiad nahm Besitz von dem Throne seines Vaters, der seiner Sorgen müde, die Regierung in seine Hände legte, und bald an dem Hofe Amgiads, bald als willkommener Gast an Assads und Margianens Hofe verweilte. Mit dem Könige der Stadt der Magier verband sie aber alle von dieser Zeit an die innigste Freundschaft.

In der J. A. Endter'schen Buch- und Kunsthandlung in Nürnberg sind erschienen:

Pathenbriefe in zwei neuen Sorten, mit passenden Versen und Abbildungen, eine Sorte darstellend die Taufe Christi im Jordan, die andere darstellend die Anbetung Christi durch die heiligen 3 Könige. Illum. 6 kr.

Pathenwünsche zum Einlegen in die Pathenbücher mit passenden Vignetten, vier Sorten für Pathen und vier Sorten für Pathinnen. Illum. 4 kr., mit Gold 6 kr.

Bilder aus dem Alten Testament. Vier Bogen. 1r Bogen von der Erschaffung der Welt bis zur Sündfluth. 2r Bogen vom Ausgang aus der Arche bis zur Unterredung Abrahams mit Sara in Egypten. 3r Bogen Melchisedech und Abraham bis Sara und Hagar. 4r Bogen Lot bewillkommt die Engel bis Abimelechs Traum.

Passionslied wie es die herumziehenden Musikanten in Rom während der Fastenzeit singen, mit 12 Abbildungen aus der Leidensgeschichte Christi. Fol.

Commenius, J. A., Orbis Pictus auf Veranlassung der ursprünglichen Verlagshandlung von mehreren Jugendfreunden neu bearbeitet und herausgegeben von A. Müller. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung oder unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für Kinder des zarten Alters. Mit 18 Kupfertafeln, darstellend mehr als 400 Gegenstände aus der Natur- und Kunstwelt

und deren Erklärung, in deutscher, lateinischer, französischer und italienischer Sprache. Zweite Abtheilung, oder unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für die erwachseneren Knaben und Mädchen. Eine erklärende Beigabe zu den mit der ersten Abtheilung gelieferten Kupfertafeln. Quer gr. 8. Mit illum. Kupfern geb. 4 fl. 30 kr., mit schwarzen Kupfern 3 fl.

Müller, A., die Erzählungen meines Herrn Vetters, zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. Mit 1 Titelkupfer und 24 color. Bildern. 8. gebunden 1 fl. 48 kr.

Müller, E., die Wintergabe. Eine Sammlung unterhaltender Erzählungen für die liebe Jugend. Mit 24 color. Kupfern 8. gebunden 1 fl. 30 kr.

Müller, E., Erzählungen aus der Kinderstube. Ein belehrendes Bilderbuch für Kinder, die sich gerne mit Lesen unterhalten. Mit 24 color. Kupfern, gr. 8. geb. 1 fl. 12 kr.

Auch haben wir noch erhalten:

Heilige Bilder in 14erlei Sorten auf Lackpapier, illum. und mit Gold-Druck und Gold-Verzierungen. Das Duzd. von 8 kr. bis 30 kr.

Weltliche Bilder in mehreren Sorten auf Lackpapier illum. mit Gold-Druck und Gold-Verzierungen. Das Duzd. von 12 kr. bis 30 kr.

Eine große Auswahl lithographirte Blätter, gepreßte heilige Bilder und mehrere andere Sorten Bilder.

Sämmtliche Gegenstände empfehlen wir zur gefälligen Abnahme.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erzählungen der persischen Favorit-Sultanin Schaherasade in tausend und einer Nacht

Bd.: 9

Nürnberg 1836

A.or. 1555-6/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249796-3